

Uwe Schimank

Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft ¹

Zusammenfassung: Die soziologische Gesellschaftstheorie zerfällt bekanntlich in eine größere Anzahl teils konkurrierender, teils komplementär gemeinter Angebote. Eine erste Sortierung kann drei große Theorie-Familien unterscheiden: die differenzierungs-, die ungleichheits- und die kulturtheoretische Perspektive; hinzu kommt die kapitalismustheoretische als Sub-Perspektive der differenzierungstheoretischen Perspektive. Im nächsten Schritt kann es nun darum gehen, die drei Perspektiven systematisch zu einer integrativen Theorie der Moderne zusammenzufügen. Dazu wird hier ein Diskussionsangebot vorgelegt, das von zwei Leitüberlegungen getragen wird. Zum einen wird davon ausgegangen, dass ein triperspektivisch koordiniertes Angebot besser als ein Nebeneinander dreier monoperspektivischer Angebote ist. Zum anderen ist sowohl die Rekonstruktion der drei Perspektiven als auch deren Kombination von der Überzeugung geleitet, dass man minimalistisch mit so wenigen Bausteinen wie möglich beginnen sollte, damit nicht nur die Schnittstellen der Perspektiven besser erkennbar werden, sondern auch deren Zusammenbau zur triperspektivischen Kombination transparent bleibt. Auf dieser Linie wird der Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft skizziert. Zunächst werden die Kernvorstellungen der drei Theorie-Familien herausgearbeitet, was bereits eine analytische Komplementarität erkennen lässt. Sodann wird im Hauptteil des Beitrags die Bauanleitung zu einer schrittweisen Zusammenfügung der drei Perspektiven zu einem nicht-eklektizistischen, sondern die Kernvorstellungen passgenau aufeinander beziehenden analytischen Gesellschaftsmodell vorgestellt. Abschließend werden – sollte das Modell Anklang finden – noch kurz die nächsten Schritte seiner weiteren Ausarbeitung angesprochen.

Schlagwörter: Gesellschaftstheorie, Kapitalismus, funktionale Differenzierung, Ungleichheit, Kultur, Moderne

Outline of an integrative theory of modern society

Abstract: It is well known that the sociological theory of society decomposes into a larger number of partly competing, partly complementary offerings. By a first step of sorting them we can distinguish three families of theoretical perspectives: theories of differentiation, theories of inequality, and theories of culture. As a sub-perspective of differentiation theories, theories of capitalism must be added. In a next step we can make a systematic attempt to combine these three perspectives to an integrated theory of modern society. To this end I present a proposal for discussion which is guided by two ideas. First it is based on the premise that a model that coordinates the three perspectives is better than an uncoordinated collection of the three perspectives. Secondly, my reconstruction of the three perspectives as well as their combination uses a minimalist approach. It starts with as little analytical pieces as possible so that not only the interfaces of the perspectives are visible but how they are put together is transparent. Along these lines I outline the blueprint of an integrated theory of modernity. At first I sketch the core ideas of the three families of theoretical perspectives which already shows their analytical complementarity. Next, in the main part of the article, I present the building instructions for a step-wise integration

1 Für hilfreiche Kommentare danke ich Henning Laux, Thorsten Peetz, Ute Volkmann und Desiree Waibel.

of the three perspectives to a non-eclectic model of society which fits these core ideas into a precisely tailored analytical model. Finally I mention briefly the next steps of elaboration of this model, if it is considered to be worthy of further discussion.

Keywords: theory of society, capitalism, functional differentiation, social inequality, culture, modernity

Die soziologische Gesellschaftstheorie² zerfällt bekanntlich in eine größere Anzahl teils konkurrierender, teils komplementär gemeinter Angebote. Dies ergibt ein ziemlich unübersichtliches Gesamtbild – etwas drastischer gesagt: ein großes Durcheinander zahlloser Offerten; und an genaueren Verhältnisbestimmungen der einzelnen Offerten zueinander fehlt es weitgehend.

Angesichts dessen ist es bereits ein hilfreicher erster Schritt, wenn man die Angebote nach Familienähnlichkeiten sortiert. Man kann dann zu der Anschauung gelangen, dass sich das Gesamtangebot zwanglos zu drei großen Theorie-Familien zusammenfügt: der differenzierungs-, der ungleichheits- und der kulturtheoretischen Perspektive (Schimank 2013). Ein Teil der Angebote ist ganz dominant von einer der drei Perspektiven geprägt. So ist etwa John Meyers (2005) Idee der »world polity« eine kulturtheoretisch-reduktionistische Sicht der Moderne; Gerhard Lenski (1966) demgegenüber offeriert ein Gesellschaftsbild, das Ungleichheiten ins Rampenlicht setzt und alles andere als Epiphänomene einstuft. Andere Angebote verorten sich zwar einerseits eindeutig in einer der Perspektiven, beziehen aber doch nennenswerte Elemente mindestens einer der beiden anderen Perspektiven ein. In Niklas Luhmanns (1997) Theoriearchitektur etwa sind, bei aller Prominenz differenzierungstheoretischer Kategorien, auch kulturtheoretische Komponenten nicht bloß als Spurenelemente vorhanden. Wieder andere Angebote kombinieren zwei der Perspektiven mit relativ gleichgewichtigen Anteilen. Genau deshalb lässt sich beispielsweise trefflich darüber streiten, ob Karl Marx oder Pierre Bourdieu primär Ungleichheits- oder Differenzierungstheoretiker sind. Der wie immer zu guter Letzt bemühte Max Weber schließlich lässt sich nicht nur gleichermaßen kultur-, differenzierungs- und ungleichheitstheoretisch lesen, sondern führt in seinen gegenstandsbezogenen Analysen, insbesondere den Studien zu den verschiedenen Weltreligionen und deren gesellschaftlichen Kontexten, exemplarisch vor, wie man die drei Blickrichtungen auf die Moderne miteinander verbinden kann und für bestimmte Analysezwecke auch muss (Schluchter 1979; Schwinn 2001). Auch Jürgen Habermas (1981) »Theorie des kommunikativen Handelns« kombiniert differenzierungs-, kultur- und auch ungleichheitstheoretische Komponenten unter Hinzufügung kapitalismustheoretischer Elemente; dieses Angebot fand allerdings nach kurzer Diskussion kaum mehr weitere Beachtung. Unter den neueren Gesellschaftsforschern ist schließlich Ulrich Beck (1986; 1988; 2007) derjenige, der alle drei Perspektiven ziemlich gleichgewichtig heranzieht,³ ohne sich jedoch irgendwo systematische Überlegungen zu deren Verbindung zu machen.

2 Genau genommen werden in diesem Beitrag nur Theorien der modernen Gesellschaft behandelt; die Betrachtung vormoderner Gesellschaftsformen bleibt hier ausgespart.

3 Um das schlaglichtartig zu erläutern: Das Theorem der »organisierten Unverantwortlichkeit« ist differenzierungstheoretisch angelegt, die Individualisierungstheorie ungleichheitstheoretisch, und die »Basisprinzipien« der Moderne stellen eine kulturtheoretische Verankerung dar.

Man kann so einen kognitiven Raum soziologischer Gesellschaftstheorie zwischen drei Polen aufspannen und in diesem Raum einzelne Theorieangebote hinsichtlich ihrer Nähe und Ferne zu jedem der Pole positionieren. Man erkennt dann auch, welche Angebote einander wie nah oder fern stehen. So haben Meyer und Lenski eine ziemlich maximale Distanz zueinander, während Marx und Luhmann einander näher stehen, und Weber und Beck – überraschenderweise? – noch näher beieinander sind. Hier können dann die üblichen Pflichtübungen und Spielchen des Theorievergleichs ansetzen. So kann man sich als Weberianer bemüßigt fühlen, die Distanz zu Beck herauszustreichen; und umgekehrt kann man sportlichen Ehrgeiz darin setzen, Ähnlichkeiten von Lenski und Meyer zu entdecken.

Nicht, dass dergleichen Verhältnisbestimmungen völlig unergiebig wären! Doch sie fassen eine Theorie-Familie gleichsam als Summe ihrer Mitglieder und vergleichen dementsprechend das Kompaktangebot einzelner Familienmitglieder mit dem anderer Familienmitglieder oder mit Angeboten von Mitgliedern einer der beiden anderen Familien. Differenzierungstheorie ist dann etwa – um nur pars pro toto die allerwichtigsten Namen zu nennen – das Quintett Emile Durkheim, Georg Simmel, Max Weber, Talcott Parsons und Niklas Luhmann. Entsprechend kann man zu einer Übereinstimmung und Unterschieden, zu Komplementaritäten und Inkompatibilitäten z.B. von Durkheim und Luhmann oder eben von Luhmann und Bourdieu – der zur Hälfte Ungleichheitstheoretiker ist – ausfindig machen.

Diese allgemein bevorzugte Art der Verhältnisbestimmung gesellschaftstheoretischer Angebote hat zwei gravierende Schwächen, die beide aus der Kompaktheit der zueinander ins Verhältnis gesetzten Angebote herrühren. Man prüft erstens das Verhältnis zwischen einzelnen Familienmitgliedern und nicht zwischen den Theorie-Familien; und man neigt dabei zweitens dazu, die je ausgewählten Familienmitglieder einem Totalvergleich zu unterziehen. Ersteres hat den Nachteil, dass man dann zwar weiß, wie z.B. Luhmann als Differenzierungstheoretiker und Bourdieu als Kombination von Ungleichheits- und Differenzierungstheoretiker zueinander stehen, ohne damit etwas Allgemeineres über das Verhältnis beider Perspektiven zueinander ermittelt zu haben. Letzteres wird gerade auch durch den Totalvergleich der betrachteten Theoretiker verhindert. Dieser bezieht – nicht zuletzt, um einem Theoretiker Gerechtigkeit widerfahren zu lassen – tendenziell sämtliche Aspekte seines Angebots ein, womit sich schnell viel zu viele und in der Fülle unüberschaubare Ergebnisse einstellen, wovon dann auch etliche gar kein Gegenstück beim jeweils anderen Angebot finden. Das Gesamtergebnis vieler so angelegter Verhältnisbestimmungen ist dann eine erst recht unüberschaubare Überfülle fragmentierter Einzelabgleiche, von denen zwar jeder für sich genommen interessant sein mag, aber keiner geeignet ist, sich in ein geordnetes allgemeines Bild der jeweiligen Theorieperspektive in ihrem Verhältnis zu den anderen beiden Perspektiven einzufügen.

Will man diesen unbefriedigenden gesellschaftstheoretischen Diskussionsstand überwinden, muss man die Theorie-Familien in den sie ausmachenden elementaren Kernvorstellungen über gesellschaftliches Geschehen und gesellschaftliche Ordnung zum Ausgangspunkt nehmen. Man reduziert damit in Richtung des jeweiligen kleinsten gemeinsamen Nenners aller oder zumindest möglichst vieler Familienmitglieder. Das erlaubt im

ersten Schritt einen Vergleich der drei Perspektiven in Reinform, der die Idiosynkrasien der einzelnen Angebote – insbesondere die mehr oder weniger gewichtigen Beimischungen aus anderen Perspektiven – ausblendet. Erst dadurch kann man ausmachen, wo eine Perspektive nicht selbsttragend ist, sondern bestimmte Bausteine aus einer der anderen beiden Perspektiven nicht nur verwenden kann, sondern als mittragende Elemente verwenden muss.⁴ Die Reduktion aller drei Perspektiven kann dann in eine kontrollierte Anreicherung jeder von ihnen durch bestimmte Bausteine der anderen übergehen. Die so Form annehmende Gesamtkonstruktion ist ein aus allen drei Perspektiven zusammengesetztes *integratives* theoretisches Modell der Moderne, bei dem man an jedem Punkt weiß, wo man steht und was man tut. Das ist der große Vorteil gegenüber den bisher gängigen Vorgehensweisen integrativer Theoriekonstruktion, die gleichsam nicht Bausteine, sondern ganze Gebäudeteile aus je anderen Perspektiven übernehmen und dabei faktisch Black Boxes einkaufen, bei denen man nicht weiß, was genau drin steckt, und daher auch nicht wissen kann, ob sie passen oder früher oder später Unverträglichkeitsreaktionen hervorrufen. Mit anderen Worten: kontrollierte Kombinatorik, anstatt opake Fertigangebote sozusagen auf Treu und Glauben übernehmen zu müssen.

Das hier unterbreitete Angebot ist also von zwei Leitüberlegungen getragen. Zum einen wird davon ausgegangen, dass ein *triperspektivisch koordiniertes* Angebot besser als ein Nebeneinander dreier monoperspektivischer Angebote ist. Zum anderen ist sowohl die Rekonstruktion der drei Perspektiven als auch deren Kombination von der Überzeugung geleitet, dass man *minimalistisch* mit so wenigen Bausteinen wie möglich beginnen sollte, damit nicht nur – wie schon erwähnt – die Schnittstellen der Perspektiven besser erkennbar werden, sondern auch deren Zusammenbau und die triperspektivische Kombination transparent bleibt. Ob diese Leitüberlegungen plausibel sind, kann man bereits an diesem Punkt in Zweifel stellen. Ohne jemanden davon abhalten zu können, schlage ich allerdings vor, erst einmal zu schauen, wie das von mir eingebrachte triperspektivisch koordinierte minimalistische Modell aussieht. Denn auf dieser Grundlage lassen sich die beiden Leitüberlegungen mit Anschauungsmaterial diskutieren.

Auf dieser Linie skizziere ich im Weiteren den Grundriss einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft. Zunächst arbeite ich, an eigene Vorarbeiten anknüpfend, die Kernvorstellungen der drei Theorie-Familien heraus, was bereits eine analytische Komplementarität erkennen lässt. Sodann stelle ich im Hauptteil des Beitrags die Bauanleitung für eine schrittweise Zusammenfügung der drei Perspektiven zu einem nicht-eklektizistischen, sondern die Kernvorstellungen passgenau aufeinander beziehenden analytischen Gesellschaftsmodell zur Diskussion. Abschließend werden – sollte das Modell Anklang finden – noch kurz die nächsten Schritte seiner weiteren Ausarbeitung angesprochen.

Ich bin in der folgenden Darlegung bemüht, die wichtigsten Punkte zumindest zu benennen, an denen die von mir jeweils vorgeschlagenen Konzeptualisierungen auch grundsätzlich anders vorgenommen werden könnten. Zwar werde ich – nicht immer nur

4 Siehe hierzu die Unterscheidung von losen und engen Kopplungen der Theorieperspektiven (Schimank 2013: 151-164).

aus Platzgründen – nicht in der Lage sein, Zweifel oder Gegenvorschläge zu diskutieren und meinen Vorschlag als den besseren zu begründen. Aber zumindest sollten für zu führende weitere Diskussionen die Wegscheiden markiert werden, so dass jeder den vorgelegten Vorschlag nachvollziehende Leser weiß, bis wohin er mitgegangen ist und ab wo er einen anderen Weg nimmt oder zumindest nicht sicher ist, ob er weiter mitgehen will. Ich kann und will schließlich auch nicht ausschließen, dass man mir selbst den hier von mir vorgeschlagenen Weg mit guten Gründen wieder ausreden könnte.

1 Drei Theorie-Familien: Kernvorstellungen

Der Herausarbeitung der Kernvorstellungen der drei Theorie-Familien wird eine konventionelle *handlungstheoretische Lesart* zugrunde gelegt, die hier nur kurz angedeutet zu werden braucht. Vorausgeschickt sei, dass es zu dieser Entscheidung über die sozialtheoretische Grundlage zwei Arten von Alternativen – als erste Wegscheiden – gibt. Die radikalere besteht in einer nicht-handlungstheoretischen Herangehensweise an Sozialität. Hierfür steht insbesondere Luhmanns Systemtheorie. Die weniger radikale Art von Alternative stellen Varianten der Handlungstheorie dar, die bestimmte gleich anzusprechende Prämissen anders setzen.

Ausgangspunkt der hier genutzten Handlungstheorie ist menschliche Handlungsfähigkeit. Unmittelbare Handlungsfähigkeit wird allein Menschen zugesprochen. Mittelbare Handlungsfähigkeit kommt auch »composite actors« wie etwa Organisationen zu (Scharpf 1997: 52-60), wird aber letztlich und ausschließlich gespeist durch die Handlungsfähigkeit einzelner Menschen als individueller Akteure. Anderen Lebewesen oder übernatürlichen Wesen wie Göttern kommt keine Handlungsfähigkeit zu, auch wenn diese manchen von ihnen in vormodernen Zeiten zugesprochen wurde (Lindemann 2009: 103-129) oder – was göttliche Figuren anbelangt – noch heute von entsprechend religiös Gläubigen zugesprochen wird. Nicht-lebenden natürlichen Objekten – wie etwa Steinen – oder Artefakten, von Türgriffen bis zu Computerprogrammen, kommt ebenfalls keine Handlungsfähigkeit zu, aber sehr wohl eine manchmal äußerst komplexe und prägende Mitwirkung im sozialen Geschehen (Schulz-Schaeffer 2007: 433-514). Damit wird, wie sich Gesellschaftstheorie wissenssoziologisch beobachten kann, die Standard-Anthropologie der Moderne als sozialtheoretischer Ausgangspunkt genommen – anders, als dies die »actor-network theory«, etwa in Bruno Latours (2005) Version, tut.

Die Standard-Anthropologie designiert Menschen nicht nur als exklusive unmittelbare Handlungsträger, sondern kennzeichnet diese ferner durch das sie ebenfalls auszeichnende Charakteristikum der »Weltoffenheit« (Scheler 1975 [1928]) als Minimal-Anthropologie (Schimank 1992; 2011a: 27-30). »Weltoffenheit« ist fundamental ambivalent. Sie bedeutet zum einen – als negative »Weltoffenheit« – Orientierungsbedürftigkeit. Menschliche Akteure müssen durch kognitive, normative und evaluative Deutungs- und Erwartungsstrukturen »Entlastung« (Gehlen 1976) von der Komplexität der Welt erhalten. Zum anderen – und ermöglicht durch diese reduzierte Weltkomplexität – sind menschliche Akteure aber auch befähigt zur Zielverfolgung als positiver »Weltoffenheit«.

Sie können die Intentionalität ihres Handelns in Gestalt selbst gesetzter Ziele ausflaggen, die sie dann zu realisieren trachten.

Weitere anthropologische Setzungen sind für die Zwecke des hier zu konstruierenden allgemeinen gesellschaftstheoretischen Modells nicht erforderlich.⁵ Diese Minimal-Anthropologie impliziert bereits jene Grundmerkmale von *Gesellschaftlichkeit*, die in den drei Theorie-Familien zur Sprache kommen. Als Erstes ist dabei der Tatbestand anzuführen, dass nur aus dem gesellschaftlichen Zusammenleben von menschlichen Akteuren jene normativen, evaluativen und kognitiven sozialen Strukturen hervorgehen, die dem Handeln Orientierung geben und in diesem Rahmen Zielverfolgung ermöglichen. Kaspar Hauser war kein handlungsfähiger Mensch, solange er keinen Kontakt zu anderen Menschen hatte.⁶ Erst Gesellschaftlichkeit macht also negative »Weltoffenheit« aushaltbar und lässt eine Entfaltung positiver »Weltoffenheit« zu.

Zu dieser konstitutiven Funktionalität von Gesellschaftlichkeit für den je einzelnen menschlichen Akteur treten vier weitere generelle Funktionen hinzu. Erstens bieten normative Erwartungsstrukturen nicht nur Orientierungen, sondern – soweit sie sanktionsbewehrt sind – auch Sicherheit vor Übergriffen anderer sowie Chancen des erlaubten Zugriffs auf andere. Ersteres verhindert letztlich den Hobbesschen Krieg Aller gegen Alle, Letzteres schafft Möglichkeiten des abgestimmten handelnden Zusammenwirkens mehrerer Akteure. Auf der Grundlage dieser normativen sozialen Ordnung ist zweitens eine kooperative Bündelung von Fähigkeiten und Ressourcen mehrerer Akteure möglich, so dass Ziele erreicht werden können, die kein Einzelner auf sich allein gestellt hätte realisieren können. James Colemans (1974) korporative Akteure sind eine der Ausprägungen dieser Funktionalität. Drittens, komplementär dazu, kann gesellschaftliches Zusammenleben eine Verknüpfung von Spezialisierung und Tausch etablieren, was ebenfalls avancierte, über das Potential eines einzelnen Akteurs hinausreichende Ziele in den Horizont des gemeinsam Möglichen rückt – siehe nur all das Positive, was zum Stichwort »Arbeitsteilung« gesagt worden ist. Sind die beiden letztgenannten Funktionen auf instrumentelle Ziele ausgerichtet, so bietet gesellschaftliches Zusammenleben schließlich viertens noch die Chance wechselseitiger Identitätsbestätigung zwischen Menschen, von allen Arten beiläufiger Anerkennung bis zur tiefen Liebe füreinander.⁷

In all den bisher genannten Hinsichten ermöglicht Gesellschaftlichkeit menschlichen Akteuren ein Niveau der Lebensführung, wie es solipsistisch nicht möglich wäre. Die untrennbar damit verbundene Kehrseite dessen ist Gesellschaft als »ärgerliche Tatsache« (Dahrendorf 1967: 49-51), also als Behinderung und Störung der Lebensführung, insbesondere der Zielverfolgung von Akteuren. Spiegelbildlich zu den gerade aufgeführten Ermöglichungen menschlicher Lebensführung kann Gesellschaftlichkeit sich auch jeweils

5 Als weit ausgreifenden Überblick über den Stand der anthropologischen Forschungen siehe Lenk (2010).

6 Und Robinson Crusoe war es nur deshalb, weil er vor seinem einsamen Inselleben unter Menschen gelebt, also Gesellschaftlichkeit verinnerlicht hatte.

7 Die Dualität von Instrumentalität und Identitätsbestätigung hat eine lange sozialphilosophische Tradition – siehe auch Hartmut Essers (1993: 242-244) auf Adam Smith rückverweisende Unterscheidung von »physischem Wohlbefinden« und »sozialer Anerkennung«.

als problematisch für die Lebensführung erweisen: Weltorientierung kann von »good closing« in »bad closing« (Klapp 1978) umkippen und im Extremfall Dogmatismus und fanatischen Extremismus jedweder Couleur hervorbringen; Zielverfolgung als »good opening« kann umgekehrt in ein »bad opening« der Handlungsparalyse durch hyperkomplexe Möglichkeitsräume – heute etwa als »Multioptionsgesellschaft« (Gross 1994) diskutiert – übergehen; Kooperation kann verweigert oder sogar ausgebeutet werden; Tausch kann ebenfalls zur Erzielung ausbeuterischer Wucherpreise – nicht nur monetärer Art natürlich – missbraucht werden; und statt Identitätsbestätigungen zu erhalten, kann man von anderen auch Identitätsbedrohungen, etwa Missachtung oder Demütigungen, ausgesetzt werden. Gesellschaftlichkeit ist somit für menschliche Akteure unabänderlich ein gemischter Segen.

Damit sind die ganz allgemeinen, allesamt bekannten sozialtheoretischen Grundzüge der hier zugrunde gelegten Handlungstheorie dargelegt. Aus gegebenem Anlass sei unterstrichen, dass diese Handlungstheorie nicht den einzelnen Akteur und das einzelne Handeln ins Zentrum ihres Interesses stellt, sondern Gesellschaftlichkeit als Konstellationen handelnden Zusammenwirkens. Daher ist die neuerdings propagierte »relationale« bzw. »relationistische Soziologie« kein sozialtheoretisches Gegenprogramm, also keine Wegscheide. Handlungstheoretisch geht es immer schon um »Relationen«: um Sozialität als Interferenzen zwischen Akteuren und die Abarbeitung dieser Interferenzen durch wechselseitige Beobachtungen, Beeinflussungen und Vereinbarungen (Schimank 2000). Um es pointiert zu sagen: In den meisten Situationen handeln nicht Akteure, sondern Konstellationen, insofern die Akteure – wie es u.a. die Spieltheorie vorführt – das Handeln der jeweils Anderen zu antizipieren trachten und daraus ihre Handlungswahl ableiten, wohlwissend, dass die Anderen dies genauso tun.

Man kann vor diesem Hintergrund nun gesellschaftstheoretisch drei Momente gesellschaftlichen Zusammenlebens ausmachen, von denen jede der drei hier nun zu erläuternden Theorie-Familien je eines in den Vordergrund rückt: Differenzierungstheorien das Moment der Produktion von Leistungen, Ungleichheitstheorien das Moment der Allokation von Lebenschancen und Kulturtheorien das Moment der Legitimation von gesellschaftlichen Verhältnissen.

Um mit der *differenzierungstheoretischen Perspektive*⁸ zu beginnen: Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf die *Produktion* von Leistungen, die für Lebensführung in Gesellschaft erforderlich sind: u.a. wirtschaftliche Güter und Dienstleistungen, rechtliche Konfliktlösungen, wissenschaftliche Erkenntnisse oder journalistische Berichterstattung über gesellschaftliches Geschehen.⁹ Differenzierungstheorien porträtieren die moderne Gesellschaft als eine Ordnung von etwa einem Dutzend Teilsystemen wie Wirtschaft, Politik, Wissenschaft oder Journalismus als »Wertsphären« (Weber 1967 [1919]: 27f.), in denen ein je eigener Leitwert des Handelns wie Gewinnerzielung, Machtsteigerung, Wahrheits-

8 Als Überblicke zur Differenzierungstheorie siehe nur Schimank (1996; 2013: 37-75), Schimank/Volkman (1999: 6-22) sowie Tyrell (1998).

9 In dieser Erforderlichkeit liegt der wahre Kern der ansonsten wenig ergiebigen Bemühungen, überhistorische »functional prerequisites of society« zu identifizieren (Aberle et al. 1950; Levy 1952).

suche oder »newsworthiness« hochgehalten wird und wo auf der Linie des jeweiligen Leitwerts eine Leistungsproduktion etabliert ist. Leistungen umfassen das gesamte Spektrum dessen, was zur Lebensführung benötigt wird, also etwa auch religiöse Sinnstiftung und in Intimbeziehungen vermittelte ganzheitliche wechselseitige Identitätsbestätigungen. Zusammengenommen realisieren die Teilsysteme mit ihren verschiedenen Leistungsproduktionen eine arbeitsteilige Bedienung der verschiedenen Erfordernisse der Lebensführung der Gesellschaftsmitglieder – freilich eine Arbeitsteilung, die nicht »von oben« geplant und umgesetzt worden ist, sondern sich als funktionale Differenzierung »von unten« herausgebildet hat.

Leistungsproduktion bedeutet einerseits Fremdreferentialität: Ausrichtung an Gesichtspunkten der Leistungsabnehmer in Gestalt individueller Publikumsrollen wie Konsumenten, Schüler oder Patienten sowie in Gestalt von zumeist organisierten Leistungsproduzenten anderer Teilsysteme, etwa Unternehmen mit ihren Interessen bezüglich Rechtssicherheit oder im Bildungssystem vermittelten Qualifikationen. Dem stehen aber andererseits die selbstreferentiellen Gesichtspunkte gegenüber, die von den jeweiligen Leistungsproduzenten selbst für die Gestaltung und Qualität ihrer Leistungsproduktion aufgestellt und hochgehalten werden. Weil Selbst- und Fremdreferentialität immer wieder miteinander konfliktieren, pochen die teilsystemischen Leistungsproduzenten auf ihrer Autonomie, um im Zweifelsfalle ihren selbstreferentiellen Gesichtspunkten Vorrang vor fremdreferentiellen Einflüssen geben und so auch die eigene »occupational control« (Child/Fulk 1982) wahren zu können – bis hin zur Verselbständigung gegenüber allen von außen herangetragenen Gesichtspunkten. Differenzierungstheorien lenken die Aufmerksamkeit somit auf Kämpfe darüber, welche fremd- und selbstreferentiellen Gesichtspunkte wie stark die Leistungsproduktionen der verschiedenen Teilsysteme bestimmen.

Aus *ungleichheitstheoretischer Perspektive* stellt sich die moderne Gesellschaft demgegenüber als eine Ordnung besser- und schlechtergestellter sozialer Lagen dar, die sich etwa als Klassen, Schichten, Milieus, aber auch als Ungleichheiten der Geschlechter, von Ethnien oder von Generationen manifestieren können.¹⁰ Die Besser- oder Schlechterstellung kann sich auf die Gesamtheit der Lebenschancen in Gestalt von Optionen – Angeboten und Anrechten – und Ligaturen, also sinnstiftenden Bindungen an Werte, Gemeinschaften und Personen, beziehen (Dahrendorf 1979). Im Fokus von Ungleichheitstheorien steht also die *Allokation* zumeist knapper Lebenschancen. Ungleich verteilt sind dabei auch die reflexiven Lebenschancen: die Chancen zur Gestaltung der eigenen Lebenschancen – je individuell wie etwa durch Aufstiegsstreben oder kollektiv durch Organisation in Interessengruppen, die politische Auseinandersetzungen beispielsweise über Einkommenssteigerungen, bessere Bildungschancen, Gleichberechtigung Homosexueller oder die Pendlerpauschale austragen.

Ungleichheitstheorien widmen sich somit Kämpfen über die Allokation von Lebenschancen zwischen Schlechter- und Bessergestellten. Ausschlaggebend für den Verlauf der Konfliktlinien ist, wer sich mit wem in Bezug auf welche relativen Deprivationen (Runci-

10 Siehe als Überblicke Burzan (2004), Weischer (2011) und Schimank (2013: 76-113).

man 1966) vergleicht – unter Einbezug der Zeitdimension: Welche Nachteile haben beispielsweise Lebenspartnerschaften von Schwulen und Lesben gegenüber Heterosexuellen, wenn es um Steuer- und Erbschaftsfragen oder um gesellschaftliche Anerkennung ihrer sexuellen Orientierung geht – und hat sich die Benachteiligung gegenüber der Vergangenheit verringert oder vergrößert? Je größer die Nachteile sind, und je weniger sie sich in der zurückliegenden Zeit verringert haben, desto intensiver der Konfliktanlass; und ob der Konflikt nur schwelt oder ausbricht, hängt dann von den tatsächlichen und wahrgenommenen Kräfteverhältnissen ab. Dabei ist auch und gerade erklärungsbedürftig, wenn solche Kämpfe ausbleiben und Fügsamkeit im Sinne von »loyalty« anstelle von »voice« oder »exit« praktiziert wird (Hirschman 1970).

Die *kulturtheoretische Perspektive* schließlich sieht die moderne Gesellschaft als Ordnung hochgradig generalisierter, gesellschaftsweit geltender evaluativer, normativer und kognitiver Orientierungen sowie dazu gehöriger Praktiken.¹¹ Im Zentrum der »Kultur der Moderne« (Münch 1986) steht die Leitidee des gestalteten Fortschritts, die im Rahmen einer linearen Zeitvorstellung Verbesserungen von gesellschaftlichen Zuständen und daraus hervorgehenden Lebenschancen verspricht – und zwar als Menschenwerk, intentional herbeigeführt durch Individuen, Organisationen und Staaten als die drei tragenden Akteure der Moderne (Meyer/Jepperson 2000). Was Fortschritt heißt, wird durch Werte wie Rationalität, Individualismus oder Gleichheit weiter spezifiziert und richtet sich überall zunächst gegen überkommene Traditionen – insbesondere religiöser Natur – und sodann gegen das, was im Schritt zuvor als Fortschritt etabliert worden ist.¹²

Diese kulturellen Ideen fungieren insgesamt als *Legitimation* existierender bzw. erwünschter gesellschaftlicher Verhältnisse und wirken so als »Weichensteller« (Weber 1963 [1919]: 252) der Institutionengestaltung und des interessengeleiteten Handelns der Gesellschaftsmitglieder.¹³ Die Trägergruppen von Lesarten der Fortschrittsidee wie auch von Traditionsverständnissen – Propagandisten, Anhänger und Zielgruppen der Anwerbung – kämpfen gegeneinander: das verheißungsvolle Neue gegen das schlechte Alte oder, umgekehrt gelesen, das dubiose und gefährliche Neue gegen das bewährte Alte, in

11 Als Überblicke siehe Moebius/Quadflieg (2011) und Schimank (2013: 114-150).

12 Klar sollte sein, dass sich die kulturtheoretische Perspektive längst nicht mehr selbst die Fortschrittsidee in dem Sinne zu eigen macht, dass sie im gesellschaftlichen Wandel Fortschritt walten sieht. Sie hält zu solchen Einschätzungen und Bewertungen analytische Distanz und konstatiert lediglich, dass Lesarten der Fortschrittsidee treibende Kräfte gesellschaftlicher Dynamiken sind. Das gilt selbst heute, wenn – nicht zum ersten Mal – der Glaube an Fortschritt bei manchen Gesellschaftsmitgliedern schwindet. Diejenigen Anhänger des »cultural turn«, die der Fortschrittsidee deshalb gesellschaftliche Wirkmächtigkeit absprechen, weil sie selbst ideologiekritisch den Schwindel durchschaut haben, irren freilich mit umgekehrten Vorzeichen genauso wie ältere Gesellschaftstheorien, die sich naiv dem gesellschaftlich waltenden Fortschrittsglauben hingaben.

13 Die Legitimation ist dabei wohlgemerkt keineswegs nur normativer Art, sondern erfolgt gleichermaßen in evaluativer und kognitiver Hinsicht. Kultur begründet nicht nur, was gesollt ist, sondern auch, was als erstrebenswert und zweckmäßig gilt.

einer Gemengelage von »hegemonialen«, »sub-hegemonialen«, »nicht-hegemonialen« und »anti-hegemonialen« Ideengebilden (Reckwitz 2006: 71f.). Bereits das Ausbuchstabieren jeder einzelnen kulturellen Orientierung je für sich ist spannungsreich: Wie viel individuelle Freiheit beispielsweise ist in bestimmten Handlungssituationen geboten, erlaubt oder möglich? Erst recht treten unauflösliche Spannungsverhältnisse zwischen verschiedenen Orientierungen auf, etwa zwischen Freiheit und Gleichheit. Damit erweist sich auch die kulturelle Ordnung der Gesellschaft als hochgradig umkämpft.

Produktion von Leistungen – Allokation von Lebenschancen, insbesondere als Teilhabe an diesen Leistungen – Legitimation von gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere der Leistungsproduktion und -allokation: Dies sind die Fluchtpunkte des differenzierungs-, ungleichheits- und kulturtheoretischen soziologischen Denkens über die moderne Gesellschaft. Das enge Ineinandergreifen der drei Perspektiven, das sich in dieser Stilisierung bereits andeutet, darf freilich nicht als einlinig gerichteter Wirkzusammenhang gelesen werden. Wie im Weiteren deutlich werden wird, wäre es ein ganz falsches Verständnis der modernen Gesellschaft, davon auszugehen, dass erst einmal eine Ordnung der Leistungsproduktion gegeben ist, aus der sich dann eine Allokationsordnung ergibt, und beides bedarf schließlich noch eines legitimatorischen »Überbaus«. Die Wirkrichtungen verlaufen vielmehr genauso auch andersherum. Legitimitätsvorstellungen können – als »Weichensteller« – Arten der Produktion und Allokation von Leistungen nahelegen oder ausschließen, und auch die Art der Allokation bestimmt mit, was wie produziert wird.

2 Integratives Gesellschaftsmodell: Zusammenbau in fünf Schritten

Bis hierher liegen drei analytische Gesellschaftsmodelle vor, die drei ganz andersartige gesellschaftliche Teilordnungen herausstellen: funktionale Differenzierung als Gegenüber teilsystemischer Leistungsproduzenten und Leistungsabnehmer, die Ungleichheit Besser- und Schlechtergestellter, das Gegeneinander von Fortschrittsverfechtern und Traditionalisten sowie der Verfechter verschiedener Fortschrittsvorstellungen. Keines dieser Modelle kann angesichts der beiden anderen ernsthaft den Anspruch erheben, ein Gesamtbild der modernen Gesellschaft und ihrer Dynamiken zu liefern. Von doktrinären Anhängern eines der Modelle abgesehen stellt sich damit allen, die an einem umfassenden Bild der modernen Gesellschaft und an einem für alles gerüsteten theoretischen Werkzeugkasten interessiert sind, die Frage: Lassen sich die drei analytischen Gesellschaftsmodelle so zusammenfügen, dass nicht bloß etwas unbefriedigend Eklektizistisches zustande kommt, sondern eine größere theoretische Annäherung an die empirisch vorliegende reale gesellschaftliche Ordnung, die ein bestimmtes Muster des Zusammenhangs der drei Teilordnungen darstellt, erreicht wird?

Damit stehen die vorliegenden Überlegungen an dem Punkt, wo auf der Grundlage der drei skizzierten Gesellschaftsmodelle ein integratives Modell konstruiert werden

kann.¹⁴ Das wird nun in fünf Schritten getan, deren Reihenfolge nicht beliebig ist, sondern einem linear geordneten Zusammenbau der Kernvorstellungen der drei Modelle folgt – wobei einzelne Vorgriffe nicht ganz zu vermeiden sind. Die fünf Schritte können teils kurz und knapp auf der Basis des Vorhergehenden sowie des allgemein bekannten Wissens über die drei Gesellschaftsmodelle resümiert werden; teils muss aber auch etwas ausführlicher auf noch nicht zur Sprache gekommene oder nicht dem gesellschaftstheoretischen Mainstream folgende Schritte eingegangen werden.¹⁵

2.1 Funktionale Differenzierung und multiple Partialinklusion

Ausgangspunkt des zu konstruierenden integrativen Modells ist die Moderne als eine funktional differenzierte Gesellschaft. Hiermit wird ein analytischer Primat der differenzierungstheoretischen Perspektive vor den beiden anderen Perspektiven gesetzt – wohl-gemerkt nur für die moderne Gesellschaft, nicht für Gesellschaftlichkeit schlechthin! Im Gegenteil war funktionale Differenzierung in allen vormodernen Gesellschaftsformen nur ein, zunächst äußerst rudimentär vorhandenes, untergeordnetes Ordnungsmuster (Schimank 2015: 85-90). So dominierte segmentäre Differenzierung in archaischen Jäger-und-Sammler-Gesellschaften ebenso wie in einfachen Formen dörflich-sesshaften Zusammenlebens; und in den vielen Hochkulturen wie der des alten Ägyptens oder dem mittelalterlichen Feudalismus herrschten Ungleichheiten von Ständen sowie von Zentren und Peripherien vor. Zu dieser historischen Eingrenzung des Geltungsbereichs des

- 14 Um Missverständnisse zu vermeiden: Mit »integrativ« ist hier nicht gemeint, dass sich das Gesellschaftsmodell besonders auf die Probleme gesellschaftlicher Integration konzentriert – also auf Sozial- und Systemintegration sowie ökologische Integration. Dies sind zwar wichtige analytische Bezugspunkte (Schimank 2013: 32f. und 60ff.) einer weiteren Ausarbeitung des Modells, die aber in diesem Stadium noch weitgehend außer Acht gelassen werden können. »Integrativ« kennzeichnet im Weiteren vielmehr, wie bereits eingeführt, den Charakter des zusammengefügteten Gesellschaftsmodells: Als Modell zweiter Ordnung stellt es die drei Modelle erster Ordnung nicht einfach beziehungslos nebeneinander oder bindet sie bloß eklektizistisch zusammen, sondern verbindet sie zu einer engen Kopplung derart, dass sie – einmal verbunden – nicht mehr gut getrennt voneinander gedacht werden können.
- 15 Dabei kann ich nirgends näher auf die wichtige und heute wichtiger denn je gewordene Frage eingehen, wie Gesellschaftlichkeit in der Moderne eigentlich in ihrer sozialen und räumlichen Ausdehnung gedacht werden muss (Schimank 2005a). Antworten verorten sich zwischen der common-sense-Unterstellung einer Vielzahl von Nationalgesellschaften und der Gegenthese einer einzigen allumfassenden Weltgesellschaft. Vermutlich drückt sich hierin der Doppelcharakter von Gesellschaft aus: Sie ist zum einen ein handlungsprägendes Sozialgebilde und als solches immer globalisierter geworden, wie sich an vielfältigsten Erfahrungen und soziologischen Beobachtungen festmachen lässt; zum anderen ist Gesellschaft aber in Gestalt von Staatlichkeit auch ein handlungsfähiges – genauer: zu Bemühungen der gezielten Selbstgestaltung fähiges – Sozialgebilde und insofern neben Individuen und Organisationen einer der drei Standard-Akteure der Moderne (Meyer/Jeperson 2000). Oberhalb von Nationalstaaten hat sich noch kein stabiler korporativer Akteur herausgebildet, auch wenn die Europäische Union zumindest ein Kandidat für diese nächste Stufe sein könnte.

hier konstruierten Gesellschaftsmodells kommt hinzu, dass analytischer Primat nicht heißt, dass die differenzierungstheoretische Perspektive in irgendeinem Sinne – etwa für das Verständnis der Lebensführung der Gesellschaftsmitglieder oder der Fragen gesellschaftlicher Integration – wichtiger als die ungleichheits- und die kulturtheoretische Perspektive wäre. Analytischer Primat ist strikt logisch-sequenziell zu verstehen: Das Erste, was man gesellschaftstheoretisch über die Moderne sagen muss, ist, dass sie funktional differenziert ist; alle weiteren – sachlich genauso wichtigen – Charakterisierungen fügen sich dieser Anfangscharakterisierung nicht bloß an, sondern ein.

An dieser Stelle wären im Rahmen des hier zugrunde gelegten gesellschaftstheoretischen Fundus mindestens zwei theoretische Alternativkonstruktionen denkbar. Die radikalere würde bestreiten, dass in der Moderne funktionale Differenzierung überhaupt vorliegt oder, falls ja, ein bedeutsames Merkmal der Moderne ist. Stattdessen müssten Formen von Ungleichheiten oder bestimmte kulturelle Ideen in den Vordergrund gerückt werden.¹⁶ Eine weniger radikale Alternative würde zwar die Existenz und Bedeutsamkeit funktionaler Differenzierung nicht abstreiten, wohl aber eine der anderen beiden Perspektiven als analytischen Startpunkt vorziehen.

Hier wird demgegenüber davon ausgegangen, dass funktionale Differenzierung die erste Tatsache ist, die ein in der modernen Gesellschaft Lebender wissen und in Rechnung stellen muss, um sein Leben führen zu können, ohne als fundamentaler Ignorant überall anzuecken. Das gilt zum einen für den Orientierungsbedarf der Gesellschaftsmitglieder: möglichst jederzeit darüber im Bilde zu sein, »was hier gerade gespielt wird«, und entsprechend kundig mitspielen zu können.¹⁷ Zum anderen manifestiert sich in der multiplen Partialinklusion jedes Gesellschaftsmitglieds in die allermeisten, wenn nicht sogar sämtliche Teilsysteme – im arbeitsfähigen Lebensalter typischerweise über eine berufliche Leistungsrolle bzw. eine Partner- oder Elternrolle, kombiniert mit zahlreichen Publikumsrollen¹⁸ – die nach vielen Seiten bestehende Abhängigkeit der Lebensführung von teilsystemischen Leistungsproduktionen. Orientierungsfähigkeit der Person ist wiederum Voraussetzung für ihre Einbindung in teilsystemische Leistungsproduktionen – sowohl als Leistungsproduzent als auch als Leistungsempfänger.

Funktionale Differenzierung wird hier also als Ensemble funktional spezialisierter Leistungsproduktionen vom je individuellen Vollzug von Gesellschaftlichkeit – trendy könnte man sagen: vom »doing society« – her betrachtet: Wie stellt sich die moderne Gesellschaft dem Einzelnen dar?¹⁹ In der einen Richtung heißt das: Was benötigt er von ihr,

16 Noch radikaler wäre, über den Fundus hinaus zu greifen und etwas jenseits der drei Perspektiven als Kernvorstellung über moderne Gesellschaft zu identifizieren.

17 Siehe als kleine Facette etwa die anregende Empirie von Rudolph (2007) darüber, an welchen visuellen Aspekten Akteure erkennen, welche Teilsystembezüge gerade relevant sind.

18 Zur empirischen Gestalt und Varianz solcher Inklusionsprofile siehe Burzan et al. (2008).

19 Hier ist, gegen gesellschaftstheoretische Selbstzweifel des späten Luhmann (1997: 631f.), festzuhalten, dass funktionale Differenzierung auch für die Exkludierten die oberste »Schicksalsmacht« der Moderne darstellt. Auch ihre Lebenschancen hängen, direkt oder indirekt, zuallererst davon ab, was die teilsystemischen Leistungsproduktionen hervorbringen. Man kann z.B. als Armer in der Dritten Welt keinen Zugang zur Konsumentenrolle haben und dennoch – genau deshalb! – existentiell von der Prosperität der Weltwirtschaft abhängen: weil der Lebensstandard in der Ersten Welt die Spen-

und wie bekommt er es? In der anderen Richtung lautet die entsprechende Frage: Wie trägt der Einzelne zur gesellschaftlichen Leistungsproduktion bei? Diese analytische Zuspitzung auf Leistungsproduktion und Leistungsempfang steht im Gegensatz zu einem systemtheoretischen Verständnis funktionaler Differenzierung, das die interne Anschlussfähigkeit teilsystemischer Spezialkommunikationen in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit rückt, also Selbstreferentialität; fremdreferentielle Leistungen werden dann lediglich als eine Art Abfallprodukt dieses Kommunikationsgeschehens angesehen. Auf gleicher Linie müssten solche handlungstheoretischen Varianten argumentieren, die – wie etwa Praxistheorien – an funktionaler Differenzierung ebenfalls zunächst einmal die Wiederholung eingespielter Handlungsmuster und Muster handelnden Zusammenlebens herausstellen; auch hier wirkt funktionale Differenzierung wie ein eigentümlich selbstzweckhaftes Geschehen.²⁰ Diese Gegenüberstellung verweist somit wiederum auf Alternativen der Theoriekonstruktion, die abzuwägen sind.

Der hier vorgeschlagene erste Schritt der Konstruktion eines integrativen theoretischen Gesellschaftsmodells lässt sich in folgendem Leitsatz festhalten: *Funktionale Differenzierung von Leistungsproduktionen ist das von den Gesellschaftsmitgliedern lebenspraktisch in Gestalt multipler Partialinklusion vor allem anderen in Rechnung zu stellende Merkmal der modernen Gesellschaft.*

2.2 Teilsystemische Leitwerte als Spezifikationen der Fortschrittsidee

Der zweite Schritt wendet sich einer Schnittstelle der differenzierungstheoretischen Perspektive zur kulturtheoretischen Perspektive zu. Die Grundarchitektur funktionaler Differenzierung in Gestalt des Ensembles der Teilsysteme als »Wertsphären« ist kulturell konstituiert – und stellt nicht etwa überkulturell geltende, letztlich anthropologisch verankerte funktionale Erfordernisse dar.²¹ Damit erhält die Arbeitsteiligkeit der in den verschiedenen Teilsystemen stattfindenden Leistungsproduktionen einen völlig anderen

denfreudigkeit zugunsten von Organisationen wie der Welthungerhilfe bestimmt. Und auch wer politisch nicht wählen darf, kann zum Opfer von Kriegen werden, die von anderen gewählte Politiker anzetteln.

- 20 Dass insbesondere der Pragmatismus ebenso die kreative Seite des Handelns betont, ist wichtig, um alltägliche situative Störungsbeseitigungen ebenso wie auf gesellschaftliche Strukturen gerichtete Gestaltungsbemühungen von Akteuren einfangen zu können. Diese Akzentsetzung des Pragmatismus muss handlungstheoretisch übernommen werden, um keine gleichsam »halbierte« Handlungstheorie zu haben – siehe auch bereits die rollentheoretische Ergänzung von »role taking« durch »role making« (Turner 1962; Schimank 2000: 55-67).
- 21 Wie der frühe, kulturanthropologisch geprägte Strukturfunktionalismus meinte – siehe nochmals Levy (1952) – und wie auch noch das AGIL-Schema von Parsons (1976 [1961]: 172-177) gemeint war. An der Entwicklung von Luhmanns Gesellschaftstheorie lässt sich die Hinwendung zu einer kulturtheoretischen Lesart funktionaler Differenzierung gut ablesen – wie, allerdings missbilligend, Johannes Berger (1987) herausstellt. Viel früher hat Weber mit seinem Konzept der »Wertsphären« – die ja nicht nur den Ideenhimmel, sondern auch den institutionellen Unterbau einschließen – diese Schnittstelle von Differenzierungs- und Kulturtheorien behandelt (Schwinn 2001).

Charakter als etwa die Arbeitsteiligkeit innerhalb einer Organisation. Während es in Organisationen primär um die Optimierung der Gesamt-Effizienz der arbeitsteiligen Ordnung, etwa von Produktionsvorgängen, geht, läuft die Arbeitsteiligkeit funktionaler Differenzierung vor allem anderen auf die jeweils partikulare teilsystemische Effektivitätsoptimierung der Leistungsproduktionen hinaus, verstanden als Steigerung des Grades der Zielerreichung sowie – wie gleich noch zur Sprache kommt – als Steigerung der Zielmarken. Hierin kommt die Selbstreferentialität der teilsystemischen Leistungsproduktionen zum Ausdruck: die Kultivierung der Leistung als »Eigenwert« (Weber 1972 [1922]: 12, Hervorheb. weggel.) durch die jeweiligen Leistungsproduzenten – als ob es nichts anderes Wichtiges auf der Welt zu tun gäbe.²² Diese je teilsystemspezifische »illusio« (Bourdieu 1999: 360-365) der Leistungsproduzenten schließt eine mögliche Vernachlässigung von Effizienz Gesichtspunkten ein – bis zur Extremposition einer Effektivitätsoptimierung um jeden Preis. Zweifellos wirksame Effizienzkriterien sind eher fremdreferentiellen Ursprungs, wie vor allem der noch näher anzusprechende Ökonomisierungsdruck.

Die so angetriebenen teilsystemischen Effektivitätsoptimierungen laufen aufgrund ihrer vielfältigen arbeitsteiligen Verflochtenheit auf einander immer wieder widerstrebende Lesarten der Fortschrittsidee hinaus – mit den teilsystemischen Leistungsproduzenten, teils unter Einbezug der Leistungsempfänger, als Trägergruppen. Weder fügen sich die verschiedenen Leistungsproduktionen wie in einer gut eingerichteten Organisation einem übergeordneten Telos, noch gibt es eine – und sei es auf wechselseitigem Desinteresse beruhende – dauerhafte friedliche Koexistenz der Leistungsproduktionen. Vielmehr schwingen sich teilsystemische Leistungsakteure dazu auf, eine gesamtgesellschaftliche Deutungshoheit in Sachen Fortschritt für sich zu reklamieren – z.B. Wissenschaftler mit Verweis auf die Wissensgesellschaft, Politiker vor dem Hintergrund ihrer Verantwortung fürs Gemeinwohl und geradezu notorisch Unternehmer und Manager, für die Wirtschaftswachstum der Dreh- und Angelpunkt allen Fortschritts ist. Noch häufiger und auch folgenreicher sind bilaterale Deutungskämpfe zwischen Leistungsproduzenten zweier Teilsysteme: wenn etwa Politiker beanspruchen, besser zu wissen, was »gute« Wissenschaft oder Bildung ist, oder wenn Wissenschaftler, Künstler oder Kirchenführer meinen, der Politik oder der Wirtschaft sagen zu können, was in Sachen Mindestlohn oder Energiewende richtig ist. Je einflussreicher Leistungsproduzenten eines bestimmten Teilsystems gegenüber einem anderen Teilsystem oder sogar gesellschaftsweit sind, desto mehr schreiben sich ihre fremdreferentiellen Gesichtspunkte in die Programmstrukturen der anderen Teilsysteme ein.

Was allerdings bereits seit über hundert Jahren kein Gegenstand solcher Kämpfe darüber, was gesellschaftlicher Fortschritt heißt, mehr ist, sind die Leitwerte der etablierten

22 Für Individuen gilt dieser »Tunnelblick« aufgrund ihrer multiplen Partialinklusion wohlge­merkt nur, solange sie eine entsprechende teilsystemische Leistungsrolle innehaben. In Publikumsrollen des Leistungsempfangs können viele fremdreferentielle Gesichtspunkte eingebracht werden – z.B. Gesundheitsmotive von Breitensportlern. Fast alle Organisationen hingegen sind, was ihre Wollens-Ausrichtung anbelangt, in einem und nur einem Teilsystem angesiedelte, entsprechend monomani­sche Akteure – von ganz wenigen Ausnahmen wie Universitäten abgesehen, die dem Bildungs- und dem Wissenschaftssystem angehören und genau damit so ihre Schwierigkeiten haben.

Teilsysteme. Die Leitwerte, und damit die Teilsysteme als »Wertsphären«, sind vielmehr hochgradig verdinglicht. Sie besitzen »[...] die Festigkeit von Naturformen des gesellschaftlichen Lebens« (Marx 1972 [1867]: 90). Dass die Teilsysteme kontingentes Menschenwerk sind, wird nicht gesehen. Sie werden vielmehr als etwas Nicht-anders-Mögliches – genauer: Nicht-mehr-anders-Mögliches – eingestuft. In vormodernen Gesellschaftsstufen vollzog sich eine solche Invisibilisierung der Kontingenz bestimmter Gesellschaftsstrukturen vor allem durch Verweis darauf, sie seien ewige »[...] results of cosmic laws, or manifestations of divine will« (Berger/Luckmann 1972 [1966]: 106). Die Moderne konzidiert demgegenüber durchaus, dass es früher keine funktionale Differenzierung gab, besteht dann aber darauf, dass inzwischen der gesellschaftliche Fortschritt Strukturen funktionaler Differenzierung erzeugt habe, die zwar weiter verbesserbar, aber sowohl unhintergebar als auch unüberschreitbar seien. Weil einmal erreichter Fortschritt nicht in Rückschritt umschlagen darf, sind die teilsystemischen Leitwerte gleichsam sakrosankt.²³ Was freilich nicht ausschließt, dass noch neue Teilsysteme entstehen könnten – wohl aber erscheint undenkbar, dass existierende, sogar der Sport, verschwinden könnten.

Wie sich dieser Verdinglichungsprozess bei jedem der Teilsysteme im Zuge seiner Etablierung vollzogen hat, wäre noch in genaueren teilsystemvergleichenden Forschungen zu rekonstruieren. Der Tatbestand selbst steht außer Frage – und die wichtigste Folgewirkung dieser Verdinglichung funktionaler Differenzierung besteht darin, dass diese gleichsam unbewegter Bewegter teilsystemischer Steigerungsdynamiken wird. Alle teilsystemischen Leitwerte sind zum einen, wie jedes Ideengebilde, durch eine innere Offenheit gekennzeichnet und können so in kognitiver Hinsicht niemals ein für alle Male zu Ende gedacht werden,²⁴ was allerdings das unaufhörliche Streben der Leistungsproduzenten ist und bleibt, um die selbstreferentielle Geschlossenheit des von ihnen getragenen Ideengebildes gleichsam logisch zu beweisen. Daraus resultieren nicht dauerhaft stillstellbare teilsysteminterne Kämpfe über Lesarten des jeweiligen Leitwerts zwischen verschiedenen Gruppen von Leistungsproduzenten. Zum anderen wird dieses kognitive Streben der Leistungsproduzenten durch die übergreifende Fortschrittsidee der Moderne evaluativ auf ein unaufhaltsames Mehr-Wollen ausgerichtet, demgemäß es beispielsweise nie genug wissenschaftliche Wahrheiten gibt und sämtliche Wahrheiten immer noch weiter verbessert werden können. Analoge spezifische Fortschrittsverheißungen und dadurch geweckte Anspruchssteigerungen an Quantität und Qualität teilsystemischer Leistungsproduktionen auf Seiten der Leistungsempfänger – Peter Gross (1994) spricht dramatisch vom »Mehr-Gott« – verbinden sich mit Gesundheit, Recht,

23 Luhmann (1986: 76) bringt – insoweit als Ideologe der Moderne – diese Verdinglichung unfreiwillig zum Ausdruck, wenn er meint, lapidar als unbestreitbare Tatsachenbehauptung konstatieren zu können: »Für funktionale Differenzierung gibt es [...] keine Alternative«. Denn »[...] wir können uns nicht vorstellen, wie die Bevölkerungsmengen, das Lebensniveau, also die Errungenschaften der Moderne gehalten werden könnten, wenn wir funktionale Differenzierung aufgaben. Da hat man kein anderes Modell in Sicht« (Luhmann 1986b: 197).

24 Zu den diese innere Offenheit bewirkenden Merkmalen von Ideengebilden siehe nur zusammenfassend Schimank (2013: 140-142).

Profiten, politischer Macht, sportlichen Siegen und den anderen »Wertsphären«. Jeder der Leitwerte ist so im strengen Sinne des Wortes maßlos.

Man sieht überdies, dass die bereits angesprochenen Kämpfe zwischen den Leistungsproduzenten verschiedener Teilsysteme einen Ausschnitt dieser Steigerungsdynamiken darstellen. Damit haben die beiden ersten Schritte des Zusammenbaus des vorgeschlagenen Gesellschaftsmodells bereits eine grundlegend in die Moderne eingebaute Kollisionszone zum Vorschein gebracht: Die kulturell durch konfligierende Lesarten der Fortschrittsidee angetriebenen Kämpfe zwischen Leistungsproduzenten innerhalb eines Teilsystems und zwischen Leistungsproduzenten verschiedener Teilsysteme münden, in Verbindung mit Anspruchsweckung auf Seiten der Leistungsempfänger, in aus sich heraus ungebremste Steigerungen dessen, was der jeweilige Leitwert fordert; und diese Steigerungsdynamiken sind aus sich heraus auch nicht miteinander abgestimmt, sondern bilden im Gegenteil einen »Polytheismus« (Weber 1967 [1919]: 27f.) vielfältig miteinander kollidierender Bewegungsrichtungen gesellschaftlichen Geschehens.

Dass dies nicht darauf hinausläuft, dass die Ordnung funktionaler Differenzierung zerbricht, ist somit erklärungsbedürftig – und nicht das Gegenteil: dass Ordnungsstörungen vorkommen. Ein der differenzierungstheoretischen Perspektive nach Parsons immer wieder nachgesagter harmonisierender Duktus der Betrachtung gesellschaftlicher Wirklichkeit liegt hier jedenfalls ganz und gar nicht vor. Anders gesagt: Diese Perspektive wundert sich nicht über Störungen, sondern über das Fortbestehen von Ordnung trotz allgegenwärtiger Störungen. Das bereits nach diesen beiden ersten Schritten sich abzeichnende Bild der *Zerbrechlichkeit* der Moderne – trotz oder gerade wegen der Verdinglichung funktionaler Differenzierung – wird mit jedem weiteren Schritt der Modellkonstruktion noch deutlicher werden. Dabei ist mit Zerbrechlichkeit nicht gemeint, dass die Moderne zum Untergang verdammt ist; es geht vielmehr um ein ihr innewohnendes Selbstgefährdungspotential, das den Blick darauf lenkt, wie diese Gefährdungen dann zumeist doch – freilich ohne jede Garantie, dass das auch zukünftig immer weiter gelingen wird – latent bleiben. Gerade weil das »doing society« zumeist, sowohl je individuell als auch kollektiv, nicht der Maxime des »handle with care!« folgt, müssen die transintentionalen Mechanismen des Ordnungserhalts ganz oben auf der gesellschaftstheoretischen Agenda stehen.

Aus diesem zweiten Schritt der Modellkonstruktion ergibt sich der folgende Leitsatz: *Die funktional differenzierten Leistungsproduktionen finden in »Wertsphären« statt und unterliegen damit den kulturellen Kämpfen über Lesarten gesellschaftlichen Fortschritts, woraus unaufhörliche und miteinander kollidierende teilsystemische Steigerungsdynamiken hervorgehen.*

2.3 Kapitalismus als inhärenter Bestandteil funktionaler Differenzierung

Der nun folgende dritte Schritt des hier vorgeschlagenen Baus einer integrativen Theorie der Moderne präsentiert einen alten Bekannten, der allerdings bislang noch gar nicht zur Sprache gekommen ist: den Kapitalismus als eine Gesellschaft, in der der kapitalistischen

Wirtschaft eine gesamtgesellschaftlich dominierende Prägekraft zukommt.²⁵ Man könnte Kapitalismustheorien als eine vierte Theorie-Familie neben die hier zugrunde gelegten stellen, wofür Marxisten sicher eintreten würden – genauer: Sie würden ein Verständnis der Moderne als Kapitalismus über die anderen drei gesellschaftstheoretischen Perspektiven stellen. Ich verstehe demgegenüber Kapitalismus als einen speziellen Charakterzug funktionaler Differenzierung – freilich von solcher Bedeutsamkeit, dass er eine besondere Hervorhebung verdient. Hier besteht also ein weiterer Abwägungsbedarf zwischen Weichenstellungen der Theoriekonstruktion.

Ein differenzierungstheoretisches Verständnis von Kapitalismus begreift zunächst einmal die Ausdifferenzierung der kapitalistischen Wirtschaft in der Moderne als einen teilsystemischen Ausdifferenzierungsvorgang wie bei anderen Teilsystemen auch – zeitlich über mehrere Jahrhunderte parallel zur allmählichen Ausdifferenzierung von Politik, Religion, Wissenschaft und Kunst. Was gemeinhin als konstitutive Merkmale einer kapitalistischen Wirtschaft gilt, stellt zusammengenommen nichts anderes als die teilsystemische Ausdifferenzierung und daraus folgende Autonomie wirtschaftlichen Geschehens dar: Gewinnerzielung und -steigerung als Leitwert der Leistungsproduktion; Markt als Governance-Mechanismus, der das Gewinnstreben der Leistungsproduzenten durch Konkurrenz untereinander abstimmt; und die Behandlung der Produktionsfaktoren Kapital, Natur und menschliche Arbeitskraft als Waren, die ebenfalls marktförmig gehandelt werden.

Die »legitime Indifferenz« (Tyrell 1978: 173f., Hervorheb. weggel.) gegenüber fremdreferentiellen Belangen, die wirtschaftliche Leistungsproduzenten – also Unternehmer und Unternehmen – ganz wie die Leistungsproduzenten anderer Teilsysteme auch an den Tag legen, ist bei Ersteren nicht nur als Innovationsimpuls der »schöpferischen Zerstörung« (Schumpeter 2005 [1942]), sondern auch als »unruly opportunism« (Streck 2009: 240) ausgeprägt: als Dauerantrieb, zum Zweck des Gewinnstrebens gegebenenfalls auch subversive Mittel bis hin zur Devianz einzusetzen. Zugleich bietet der Markt als relativ schwacher ordnungsstiftender Mechanismus diesem Verhalten wenig Einhalt. Anstelle einer normativ gefestigten Erwartungssicherheit wie in den meisten anderen Teilsystemen können Unternehmen daher nur eine labile kognitive Erwartungssicherheit ausbilden – nicht zuletzt, weil ihre Konkurrenten durchgängig strategisch auftreten, also auch mit Täuschungen arbeiten. Wenn aber jeder gegenüber jedem ständig lernbereit sein muss, fehlt jegliche Verlässlichkeit bietende Konstante, und die soziale Ordnung von Märkten reduziert sich die meiste Zeit auf ein kurzatmiges Schritthalten wechselseitiger Anpassung aneinander, wobei es zwangsläufig immer wieder turbulent wird. Da der Marktmechanismus das Wirtschaftssystem flächendeckend durchzieht, bleiben lokal entstehende Turbulenzen zudem oft nicht begrenzt, sondern schaukeln sich schnell über leicht in Gang kommende Mechanismen der »deviation amplification« (Maruyama 1963) hoch – ob nun als Herdenverhalten auf Finanzmärkten, als De- oder Inflationsspi-

25 Bisherige eigene theoretische Vorarbeiten finden sich in Schimank (2005; 2009; 2009a; 2010; 2011; 2012; 2014). Bei Differenzen zwischen einzelnen Argumenten dieser Beiträge gilt die jeweils neueste Version – bis auf Weiteres!

ralen oder als Pfadabhängigkeiten der Technikentwicklung, der Managementmoden oder der Konsumtrends.

Diese Turbulenzen wirken sich ab einer bestimmten Größenordnung als Krisen wirtschaftlicher Leistungsproduktion aus, die zwar in der Wirtschaft früher oder später die vielbeschworenen »selbstreinigenden« Effekte zeitigen, mit mehr oder weniger großen, einzelne Unternehmen oder Branchen und Regionen bis hin zur Weltwirtschaft betreffenden Kollateralschäden. Gesamtgesellschaftlich ist aber entscheidend, dass die Wirtschaft keinen abgeschlossenen Container darstellt, aus dem die Turbulenzen und Krisen nicht nach außen dringen können, sondern über vielfältige Interdependenzen mit den Leistungsproduktionen anderer gesellschaftlicher Teilsysteme verflochten ist. Darüber konstituiert sich eine relationale gesamtgesellschaftliche Dominanz der kapitalistischen Wirtschaft – weshalb man von kapitalistischer Gesellschaft sprechen muss.

Dieses Wirtschaftssystem ist insofern Dreh- und Angelpunkt gesellschaftlichen Geschehens, weil nur von dort die gesamte Gesellschaft mit Geld versorgt wird:

- Nur Unternehmen verdienen die Kosten ihrer Leistungsproduktion selbst durch den Verkauf der entsprechenden Güter und Dienstleistungen – im Gegensatz zu den nicht kostendeckenden Gebühren, die etwa Krankenhäuser, Hochschulen oder Gerichte als Leistungsproduzenten anderer Teilsystem von ihren Leistungsabnehmern erhalten. Ein Teil der nicht-wirtschaftlichen Leistungsproduktionen wie etwa Schulunterricht ist sogar vielerorts gänzlich gebührenfrei.
- Mehr noch: Unternehmen arbeiten nicht nur kostendeckend, was auch die Löhne der dort beschäftigten Arbeitnehmer einschließt, sondern zahlen aus den Überschüssen Steuern an den Staat, aus denen – zusammen mit den Lohnsteuern der Arbeitnehmer – die Kosten der Leistungsproduktionen in den anderen Teilsystemen einschließlich der dort anfallenden Löhne größtenteils finanziert werden.
- Folgerichtig sind die meisten Leistungsproduzenten der anderen Teilsysteme hochgradig abhängig von staatlichen Finanzausschüssen – in Gestalt von Transfers oder, sofern die Organisationen in staatlicher Trägerschaft sind, Haushaltsmitteln.

Allein die wirtschaftliche Leistungsproduktion verdient mehr Geld, als sie kostet – und zwar so viel mehr Geld, dass aus den daraus abgezogenen Löhnen und Steuern die Leistungsproduktionen aller anderen gesellschaftlichen Teilsysteme finanziert werden. Hierüber üben die Unternehmen, einfach indem sie mehr oder weniger Geld verdienen, als sich aufsummierenden externen Effekt einen nachhaltig spürbaren schwächeren oder stärkeren Ökonomisierungsdruck auf alle anderen gesellschaftlichen Teilsysteme sowie auf die individuellen Gesellschaftsmitglieder aus. Zugespitzt formuliert: Überall sonst in der Gesellschaft muss alles unterlassen werden, was das unternehmerische Gewinnstreben und das daraus sich ergebende Wirtschaftswachstum gefährden könnte, weil sonst die staatlichen Steuereinnahmen, aus denen größere Sektoren vieler gesellschaftlicher Teilsysteme finanziert werden, und die Lohneinkommen der Arbeitnehmer sinken und ein entsprechend intensiver Kostendruck auf den Budgets von Krankenhäusern, Schulen, Forschungseinrichtungen oder Sozialämtern sowie den Haushaltskassen von

Familien und Individuen lastet. Der Ökonomisierungsdruck manifestiert sich also mit Blick auf die hier interessierenden Fragen vor allem in Sparzwängen bei den staatlich gewährten Finanzausschüssen (Schimank/Volkman 2008; 2012).

Zu dieser Überlegung sind mindestens zwei Gegenargumente denkbar. Man kann zum einen bestreiten, dass irgendeines der Teilsysteme der funktional differenzierten Gesellschaft eine solche gesamtgesellschaftliche Dominanz innehat. Das hat der differenzierungstheoretische Mainstream von Weber über Parsons bis Luhmann getan. Dort wird darauf verwiesen, dass auch viele oder sogar alle anderen Teilsysteme starke externe Prägestärken besitzen, weshalb man genauso gut wie von kapitalistischer Gesellschaft beispielsweise auch von Wissensgesellschaft oder »politischer Gesellschaft« (Greven 1999) oder medialisierter Gesellschaft sprechen könnte. Zum anderen könnte man die Dominanzbehauptung teilen, sie aber einem anderen Teilsystem – etwa einem der drei gerade angesprochenen – zuerkennen.

Gemäß dem hier unterbreiteten Vorschlag stellt sich hingegen die funktional differenzierte Gesellschaft, weil sie eine kapitalistische Gesellschaft impliziert, als eine in sich extrem spannungsreiche Gesellschaftsform dar. Die funktionale Differenzierung der Moderne hat neben den anderen Teilsystemen mit der Wirtschaft ein Teilsystem hervorgebracht, das unter Funktionalitätsgesichtspunkten zwar einerseits eine enorme Leistungsfähigkeit aufweist, auf die niemand ernsthaft verzichten will,²⁶ dessen Dynamik aber andererseits aus sich heraus immer wieder zu eigener Krisenhaftigkeit tendiert und als Folgewirkung dessen die Leistungsproduktionen aller anderen Teilsysteme in Mitleidenschaft zieht. Daraus ergibt sich die Frage, wie es die funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft sozusagen mit sich selber aushält? Die Antwort lautet: als Wohlfahrtsgesellschaft, in der sich ein funktionaler Antagonismus von kapitalistischer Wirtschaft auf der einen, deren gesellschaftliche Dysfunktionalitäten ausgleichenden wohlfahrtsstaatlichen Maßnahmen auf der anderen Seite etabliert hat. Schritt für Schritt expandierend vollzog sich die Etablierung des Gegenprinzips zum kapitalistischen Gewinnstreben – dieses erbittert bekämpfend und dadurch zu seinem eigenen Besten begrenzend: zunächst noch als hauptsächlich reaktiv individuelle Risiken (Gesundheit, Beschäftigung, Alter) für die Ware Arbeitskraft abfedernde Sozialpolitik, sodann als Wohlfahrtsstaat, der nach 1945 immer stärker mit einem auch proaktiven Interventionsstaat verkoppelt wurde, dessen Tätigkeit, etwa als für möglich gehaltene Konjunktursteuerung oder die industriellen Bedarfe antizipierende Bildungs-, Wissenschafts- und Technologiepolitik, komplementär auf die Schaffung und Erhaltung der Voraussetzungen weiterer wirtschaftlicher Dynamik ausgerichtet ist.

Ohne hier die – keineswegs zwangsläufige, was einem funktionalistischen Fehlschluss gleichkäme – Genese und wechselvolle Geschichte dieses funktionalen Antagonismus rekapitulieren zu können: Er war von Anfang an und bleibt ein asymmetrischer zu Gunsten der wirtschaftlichen Imperative; allerdings sind diese – bislang – noch nie so über die Stränge geschlagen, dass sie dauerhaft alle Arten von wohlfahrtsstaatlichen Korrektiv-

26 Insbesondere angesichts der empirisch ausprobierten Alternative der staatssozialistischen Planwirtschaft.

maßnahmen beseitigen konnten. Anders als marxistische Betrachtungen der kapitalistischen Gesellschaft beinhaltet die hier vorgelegte Sichtweise also keine zwingende Untergangsprognose für diese Gesellschaftsform – ein weiterer zu klärender Streitpunkt.²⁷

Der diesen dritten Schritt der Modellkonstruktion resümierende Leitsatz lautet: *Funktionale Differenzierung schließt die Ausdifferenzierung einer kapitalistischen Wirtschaft ein, deren Geschehen eine gesamtgesellschaftlich dominante Prägekraft in Gestalt von Ökonomisierungsdruck besitzt, dem wiederum der Wohlfahrtsstaat in einem funktionalen Antagonismus entgegengesetzt worden ist.*

2.4 Arbeitsmarktvermittelte Ungleichheiten als Ungleichheiten der Inklusion in teilsystemische Leistungsproduktionen

Im jetzt anstehenden vierten Schritt wird die ungleichheitstheoretische Perspektive ins Spiel gebracht – und zwar als differenzierungs- und kapitalismustheoretisch gerahmte Betrachtung derjenigen gesellschaftlichen Dynamiken, die aus Kämpfen zwischen Besser- und Schlechtergestellten hervorgehen. Auf der einen Seite heißt dies, dass Ungleichheitstheorien für sich genommen zu unspezifisch sind, um die Ungleichheitslagen der Moderne hinreichend präzise zu erfassen. Davon zeugt die lange Liste von Ungleichheitsdimensionen, die behandelt werden, ohne dass eine ungleichheitstheoretisch begründete Gewichtung plausibel gemacht werden könnte (Schimank 2013: 79-84).²⁸ Auf der anderen Seite stellt der Akzent auf dem Gegeneinander Besser- und Schlechtergestellter einen von keiner der anderen Perspektiven eingebrachten unerlässlichen Baustein eines integrativen Gesellschaftsmodells dar.

Die kapitalismustheoretische Rahmung der ungleichheitstheoretischen Perspektive fasst die Moderne als »Lohnarbeitsgesellschaft« (Castel 2008 [1995]), in der die Arbeitskraft zur Ware geworden ist – differenzierungstheoretisch ergänzt gilt dies nicht nur für diejenigen Arbeitnehmer, die in der wirtschaftlichen Leistungsproduktion, also bei Unternehmen, beschäftigt sind, sondern auch für die verberuflichten Leistungsrollen der übrigen Teilsysteme. Arbeitnehmer erzielen, je nach jeweiliger Arbeitsmarktlage, ein bestimmtes Geldeinkommen mit ihrer Arbeit; und dieses Einkommen – seine absolute und relative Höhe sowie die Sicherheit, mit der mit ihm gerechnet werden kann – ist die dominante, alles andere überragende Ungleichheitsdimension der Moderne.

Eine marxistische Gesellschaftstheorie betont an diesem Punkt als grundsätzliche Asymmetrie des Arbeitsmarkts die »power-dependence relation« (Emerson 1962) zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Erstere – und zwar sowohl Unternehmen als auch nicht-wirtschaftliche Organisationen der Leistungsproduktion wie z.B. Schulen – haben in der Tat zumeist eine höhere Organisations- und Strategiefähigkeit als Arbeitnehmer, was

27 Siehe auch als neueste nicht-marxistische Untergangsszenarien Wallerstein et al. (2014).

28 Selbst die derzeit als Intersektionalität vieldiskutierte Trias »class, gender, race« beruht auf nichts als dem momentan politisch korrekten, soziologisch nicht durchdrungenen Alltagseindruck der Gesellschaftsmitglieder (Weischer 2011: 415-427). Damit soll nicht gesagt werden, dass dies keine heute wichtigen Ungleichheitsdimensionen sind, deren Zusammenwirken zu ergründen ist.

bei den nicht-wirtschaftlichen Organisationen auf entsprechend hohe Gehälter des obersten Leitungspersonals hinauslaufen kann;²⁹ noch durchschlagender ist allerdings, dass die Verhandlungsposition von Unternehmen in einer kapitalistischen Gesellschaft durch die allseitige Angewiesenheit auf wirtschaftliche Prosperität strukturell bevorteilt ist (Schimank 2013: 95-98). Die Nutznießer dieser überlegenen Verhandlungsposition von Unternehmen – Unternehmer, Kapitaleigner, Topmanager mit erfolgsabhängigen Gehältern – haben einen mal größeren, mal kleineren finanziellen Extravorteil, der gleichsam vor der Verteilungsrunde auf dem Arbeitsmarkt abgezogen wird.³⁰ Dieser Extravorteil, der aus dem Gegeneinander von Kapitalbesitzern und Besitzern von Arbeitskraft – dem klassischen Topos des Marxismus – hervorgeht, ist allerdings nur bei einem Teil der ihn genießenden Gesellschaftsmitglieder so groß, dass er sie zu einer gesamtgesellschaftlich kleinen Oberschicht der sehr Reichen macht. Sie genießen einen in dem Sinne »sorgenfreien Reichtum« (Grohsamberg 2009), dass sie den zwischen allen anderen Gesellschaftsmitgliedern – den Arbeitskraftbesitzern sowie den nicht so reichen Kapitalbesitzern und Managern – ausgetragenen Kämpfen um relative Besser- und Schlechterstellung gleichsam entrückt sind.

Die kapitalistische Ungleichheitserzeugung läuft so auf eine zweistufige Struktur sozialer Lagen hinaus: eine obere Stufe ganz weniger sehr reicher Kapitalbesitzer und Manager sowie eine untere Stufe, auf der das Gros der Gesellschaftsmitglieder angesiedelt ist. Zwischen beiden Stufen gibt es wenig Auf- und Abwärtsmobilität, so dass für die allermeisten Gesellschaftsmitglieder gilt, dass sie ihre Kämpfe um Lebenschancen gleichsam unter sich auf dem Arbeitsmarkt austragen – sowohl als Konkurrenz von Arbeitskräften mit gleichen Qualifikationen als auch als Konkurrenz unterschiedlich qualifizierter Arten von Arbeitskräften. Wenn man das Klassen-Vokabular benutzen möchte, hieße das: Klassenkampf findet – anders als die marxistische Perspektive betont – weniger zwischen den beiden Klassen der sehr Reichen auf der einen und allen Übrigen auf der anderen Seite statt, sondern innerhalb letzterer Klasse.³¹ Dabei gilt generell: Je knapper bestimmte Arbeitskräfte zu einem gegebenen Zeitpunkt sind, desto mehr können sie für sich herausholen – und umgekehrt müssen solche Arbeitskräfte, die als Überangebot miteinander um knappe Arbeitsplätze konkurrieren, umso größere Einkommenszugeständnisse machen. Zu manchen Zeiten sind viele Arten von Arbeitskräften oder sogar Arbeitskräfte generell knapp; dann wird aus der Nullsummenkonkurrenz untereinander ein Positivsummenspiel, und der Anteil der Kapitalbesitzer am gesamten zu verteilenden Kuchen schrumpft entsprechend.³² Die meiste Zeit ist allerdings das Gegenteil der Fall: Die Arbeitgeber sitzen am längeren Hebel.

29 Keineswegs muss das der Fall sein, wenn man sich etwa die Einkommen von Regierungschefs in Ländern wie Deutschland im Vergleich zu Managergehältern anschaut.

30 Thomas Piketty (2014) hat hierzu kürzlich die viel diskutierte These in den Raum gestellt, dass die Wachstumsraten des Kapitalvermögens in Gestalt von Zinsen, Kurssteigerungen und Dividenden stets höher als die des Arbeitseinkommens gewesen sind.

31 Analog zu Fritz Scharpfs (1987: 336) »Sozialismus in einer Klasse« müsste man hier von einer Umverteilung innerhalb einer Klasse, nämlich aller nicht zu den sehr Reichen Gehörenden, sprechen.

32 Was bei Wirtschaftswachstum durchaus mit einer absoluten Steigerung ihrer Gewinne einhergehen kann.

So wie Kapitalismus dergestalt die zentrale Determinante besserer oder schlechterer individueller Lebenschancen in der Moderne ist, so manifestieren sich diese Lebenschancen vorrangig als unterschiedliche Teilhabe an den verschiedenen Leistungsproduktionen funktionaler Differenzierung – etwa am Zugang zu Bildungseinrichtungen, medizinischer Versorgung oder Rechtsmitteln oder daran, wie jemand auf Konsumgüter- oder Heiratsmärkten auftreten kann. Der Intra-Klassenkampf derer, die nicht zu den sehr Reichen gehören, findet entsprechend, differenzierungstheoretisch konzipiert, als Auseinandersetzungen über Inklusionen statt (Schimank 1998; 2010a; 2011b: 271ff.). Dabei stehen einander zunächst die Leistungsproduzenten eines bestimmten Teilsystems – z.B. Lehrer oder Krankenhäuser – und deren Leistungsabnehmer wie Schüler bzw. deren Eltern oder Patienten gegenüber. Vordergründig geht es darum, dass bestimmte Gruppen der Leistungsabnehmer für sich mehr oder andere Leistungen reklamieren als bislang. Genauerer Hinsehen zeigt allerdings, dass es selten nur um diese Front geht; tatsächlich ist dabei zumeist eine Auseinandersetzung zwischen bezüglich der Leistungen dieses Teilsystems besser- und schlechter gestellten Gruppen von Leistungsabnehmern im Spiel. Oft erkennt eine Gruppe die eigene Schlechterstellung im sozialen Vergleich zu einer anderen Gruppe³³ und leitet daraus Forderungen nach Verbesserung des eigenen Leistungsbezugs ab; und selbst wenn solche Forderungen gar nicht mit Blick auf andere aufkommen, sondern aus einem zeitlichen Vergleich von Heute und einem besseren Gestern oder aus sachlichen Erwägungen dessen, was heutzutage, etwa mit neuen technischen Errungenschaften, möglich geworden ist, induziert spätestens die Bedienung der Forderungen den sozialen Vergleich, und sei es derart, dass die bis dahin Bessergestellten aus dem geringer gewordenen Abstand nun Forderungen nach Abstandswahrung erheben. Wichtig hierbei ist, dass sowohl die jeweils Schlechtergestellten, die den Status quo der Allokation von Leistungen verändern wollen, als auch die Bessergestellten, die den Status quo verteidigen oder wiederherstellen wollen, unter den Leistungsproduzenten Koalitionspartner finden können. Typischerweise verbünden sich die Bessergestellten unter den Leistungsabnehmern mit denjenigen Leistungsproduzenten, die ihre teilsystemische Autonomie hochhalten, während die schlechter gestellten Leistungsabnehmer mit solchen Leistungsproduzenten zusammen gehen, die auf Wachstum der teilsystemischen Leistungsproduktion setzen.

In dem Maße, in dem die Schlechtergestellten in solchen Kämpfen über Inklusion Erfolge erzielen, läuft dies auf einen Ausbau von Wohlfahrtsstaatlichkeit hinaus. Hiermit wird also der wesentliche Erklärungsfaktor dafür nachgeliefert, warum sich gesellschaftlich ein Gegenmechanismus zum Ökonomisierungsdruck der kapitalistischen Wirtschaft, also der angesprochene funktionale Antagonismus, hat etablieren können. Auch Einkommenschwächere bekommen dann staatlich, also durch Steuern,³⁴ finanziert einen erweiterten Zugang zu teilsystemischen Leistungen, was einer »zweiten Einkom-

33 Das kann auch eine gleichartige Gruppe anderswo sein, etwa die Schüler aus »bildungsfernen« Elternhäusern in einem anderen Land.

34 Oder durch solche staatlich geregelten Zwangsversicherungen wie die deutsche Arbeitslosen-, Kranken- und Rentenversicherung, in die auch Arbeitgeberbeiträge fließen.

mensverteilung« (Neundörfer 1958) – nach der ersten durch den Arbeitsmarkt – gleichkommt. So sorgt z.B. ein Ausbau der Hochschulen und der Bezahlung der Lebenshaltungskosten der Studierenden durch den Staat dafür, dass auch Arbeiterkinder studieren können, und der »soziale Wohnungsbau« macht für Familien von Geringverdienern mehr Wohnraum erschwinglich.

Dieser vierte Schritt der Modellkonstruktion ergibt folgenden Leitsatz: *Die funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft unterwirft das Gros der Gesellschaftsmitglieder einer arbeitsmarktvermittelten Einkommensungleichheit, die sich in ungleicher Inklusion in die teilsystemischen Leistungsproduktionen manifestiert, wogegen sich die jeweils Schlechtestgestellten wenden können, was im Erfolgsfall in einem Ausbau von Wohlfahrtsstaatlichkeit resultiert.*

2.5 Unaufhörliches Fortschrittsstreben entlang wirtschaftlicher Wachstumsimperative und sozialer Ungleichheiten

Im fünften Schritt der Konstruktion dieses integrativen Modells der modernen Gesellschaft rückt die kulturtheoretische Perspektive ins Zentrum der Aufmerksamkeit – auf die bereits im zweiten Schritt ein Vorgriff erfolgte. Die kulturtheoretische Perspektive muss zunächst für sich allein ins Gesellschaftsmodell eingebaut werden, bevor sie dann mit der kapitalismus- und der ungleichheitstheoretischen Perspektive verknüpft werden wird.

Die Kultur der Moderne bringt die Fortschrittsidee hervor, die dann in einem Spannungsverhältnis zur Tradition steht – wobei das, was heute als Fortschritt etabliert wird, morgen Tradition geworden ist. Was bereits für die Leitwerte der Teilsysteme als Spezifizierungen der generellen Fortschrittsidee angesprochen wurde, gilt auch für andere Spezifizierungen: Der Idee des Fortschritts wohnt eine grenzenlose Steigerungslogik inne. Selbst wenn die Faktizität einmal vollständig der betreffenden Fortschrittsvorstellung gleichkommen sollte, also z.B. ein lebenslanges staatlich garantiertes Grundeinkommen für jeden etabliert worden wäre, kann immer wieder dessen weitere Anhebung für erstrebenswert gehalten werden. Hinzu kommt, dass alternative Lesarten jeder spezifischen Fortschrittsidee in den Raum gestellt werden können – anstelle des Grundeinkommens als Modus der Existenzsicherung etwa auch ein Recht auf Arbeit und Mindestlohn oder ein Anrecht auf ein Stück Land oder der Besitz eines Aktienpakets. Insbesondere wenn nicht einzelne Spezifizierungen der Fortschrittsidee für sich betrachtet werden, sondern im Zusammenhang miteinander, etwa Vollbeschäftigung und die Gleichstellung von Frauen, können Unvereinbarkeiten auftreten, die Abstriche bei der Realisierung einer der Vorstellungen oder auch beider auferlegen, was man aber so nicht auf sich beruhen lassen kann. Damit ist das Fortschrittsstreben aus mehreren Gründen ein unaufhörliches. Alles, was zu einem gegebenen Zeitpunkt als Fortschritt gilt und etabliert ist, kann auch wieder bestritten und kann weiter überboten werden.

Dass diese Unaufhörlichkeit in der Moderne aufkommen konnte, wurde insofern durch funktionale Differenzierung ermöglicht, als diese eine Relativierung der religiö-

sen Weltdeutung herbeiführte. An diesem Punkt liefert also die differenzierungstheoretische Perspektive eine wichtige Teilerklärung der Kultur der Moderne. Im Westen, wo diese entstand, war zuvor in der mittelalterlichen Gesellschaft ein gesamtgesellschaftlicher kultureller Deutungsprimat der Religion etabliert (Schimank 1985: 448-452). Die mittelalterliche Gesellschaft war zuallererst »Corpus Christi«; erst im Rahmen dieser religiösen Weltdeutung kam der weltliche Aspekt der »societas civilis« zur Geltung. Die bis ins Spätmittelalter hinein unangefochtene Hegemonie der religiösen Weltdeutung schuf eine »christliche Einheitskultur« (Troeltsch 1961 [1922]). Nicht nur politisches Machtstreben, auch alle anderen Leitwerte – von Wirtschaft, Wissenschaft, Kunst und Familienleben – wurden von der religiösen Weltdeutung überwölbt. Es gab keine »von der Kirche unabhängige selbständige, Eigenrecht und Eigenkraft in sich besitzende Ordnung der weltlichen Kultur« (Troeltsch 1961 [1922]: 247). Kulturell galt die Welt als Schöpfung Gottes gemäß der Teleologie des Schöpfungsplans. Zeitlich hieß das, dass die Welt dem jüngsten Tag entgegenstrebte, »Rückbewegung zu Gott« (Steinbüchel 1968 [1935]: 68) war. In einer so angelegten Weltdeutung waren zentrale Ingredienzien der modernen Fortschrittsidee nicht vorstellbar: ein lineares, auf eine offene, genuin Neues bereit haltende Zukunft hin ausgerichtetes Zeitverständnis, in dem die Zukunft überdies bessere Zeiten versprach, sowie die Herbeiführung des besseren Neuen als Menschenwerk. Erst mit der einsetzenden Ausdifferenzierung insbesondere von Politik, Recht, Wirtschaft und Wissenschaft wurde der Absolutheitsanspruch der religiösen Weltdeutung Schritt für Schritt demontiert. Diese kulturelle Säkularisierung infolge funktionaler Differenzierung befreite die Welterfahrung aus dem zirkulären und restitutiven Zeitverständnis der christlichen Religion und ermöglichte das Denken von menschengemachtem Fortschritt.

Dieses Denken wird in der modernen als einer kapitalistischen Gesellschaft sogleich in der Richtung vorgezeichnet, dass Wirtschaftswachstum und eine dadurch ermöglichte Steigerung des je individuellen Lebensstandards als Master-Narrativ alle weiteren Lesarten von Fortschritt dominiert. Die Fortschrittsidee wird zum einen geradezu mit Wirtschaftswachstum gleichgesetzt, wenn sie sich vor allem in Gestalt technisch immer weiter entwickelter wirtschaftlicher Produkte und Dienstleistungen sowie in der schier unendlichen Fülle des wirtschaftlich produzierten vergegenständlicht. Zum anderen ist in einer kapitalistischen Gesellschaft Wirtschaftswachstum als unumgängliche Voraussetzung weiteren Fortschritts plausibel, weil der Geldbedarf, der mit vielen Arten von Fortschritt mal in größerem, mal in geringerem Maße verbunden ist, nur aus der Wirtschaft geschöpft werden kann – und dies umso eher, je mehr sie prosperiert. Man kann dies mit Blick auf die verschiedenen gesellschaftlichen Teilsysteme ebenso durchspielen wie auf individueller Ebene. Dort beruht Fortschritt im Sinne besserer Lebenschancen in ebenso starkem Maße auf disponiblen, nicht für das Existenzminimum benötigtem Einkommen, also einem entsprechenden Lebensstandard. Weil Ökonomisierungsdruck sich so als Fortschrittsbegrenzung erweist, muss man sich ihm paradoxerweise beugen, um ihn loswerden und so wieder mehr Spielraum teilsystemischer Leistungsproduktionen und individueller Lebensführungen für die Realisierung von Fortschrittsvorstellungen gewinnen zu können – bis hin in Richtung einer Kultivierung »postmaterialistischer« Wertorientie-

rungen, wenn mal wieder der »kurze Traum immerwährender Prosperität« (Lutz 1984) kursiert.

Zugleich mit dieser ökonomischen Rahmung der Fortschrittsidee koexistiert als eine der gesellschaftsweit wirkmächtigen Spezifikationen dessen, was als Fortschritt gilt, die Idee der Gleichheit. In allen vormodernen Gesellschaften gab es als legitim angesehene natur- oder gottgegebene Formen der Ungleichheit. In der modernen Gesellschaft hingegen spitzt sich das in der Ungleichheit sozialer Lagen strukturell angelegte Konfliktpotential dadurch erheblich zu, dass sich kulturell die Gleichheit der Lebenschancen als generelles normatives Leitprinzip – auch politischer Gesellschaftsgestaltung – institutionalisiert hat (Parsons 1970). Es besteht so ein ständiges Spannungsverhältnis zwischen der Faktizität von Ungleichheit auf der einen und dem letztlich unausräumbaren Generalverdacht der Illegitimität dieses Faktums auf der anderen Seite.³⁵ Das bedeutet nun zwar keine Dauerempörung oder permanenten Aufruhr Aller; doch Ungleichheitsstrukturen sind in der Moderne dauerhaft umstritten und daher legitimationsbedürftig, und immer wieder gibt es Zweifel an der Legitimität bestimmter Ungleichheiten und daraus herrührende individuelle und kollektive Bemühungen der jeweils Schlechtergestellten, die eigene Lage zu verbessern. Das Aufeinanderprallen von Gleichheitsidee und faktischen sozialen Ungleichheiten ist also ein in die Moderne eingebauter permanenter Impetus gesellschaftlicher Strukturodynamiken, wobei für je spezifische Gleichheitsforderungen dasselbe gilt, was bereits generell für Lesarten des Fortschritts gesagt wurde: Es gibt keine Grenzen der Steigerung und der alternativen Ausdeutungen.

Der diesen fünften Schritt der Modellkonstruktion zusammenfassende Leitsatz lautet: *Der durch funktionale Differenzierung freigesetzten Fortschrittsidee wohnt eine Unaufhörlichkeit des Immer-weiter-Strebens inne, insbesondere auch mit Blick auf Gleichheit der Lebenschancen von Gesellschaftsmitgliedern – unter zumeist vorrangiger Berücksichtigung ökonomischer Gesichtspunkte des Wirtschaftswachstums und individuellen Lebensstandards.*

2.6 Gesellschaftliche Ordnung der Moderne

Das skizzierte triperspektivische minimalistische theoretische Modell der modernen Gesellschaft buchstabiert deren Gesamt-Ordnungsmuster als ein spannungsgeladenes Ineinander dreier Teilordnungen aus, von denen jede – wie in der Herausarbeitung der Kernvorstellungen der drei Theorie-Familien deutlich wurde – bereits in sich spannungsgeladen ist. Dabei weisen die drei teilordnungsinhärenten Spannungsverhältnisse eine gewisse innere Logik auf – bei aller Kontingenz der Randbedingungen, unter denen diese Logiken zum Tragen kommen, und der sich so ergebenden Bandbreite an Manifestationen der Logiken. Die Spannungsverhältnisse zwischen den drei Teilordnungen stellen

35 Das gilt im Übrigen nicht nur für die arbeitsmarktvermittelten Einkommensungleichheiten. Teils in Verbindung mit diesen, teils unabhängig von ihnen werden auch andere Ungleichheitsdimensionen wie Ethnie, Geschlecht oder Lebensform thematisiert.

demgegenüber hochgradig koinzidentielle Interferenzen der inhärenten Spannungsverhältnisse dar – und hier wird eine in Grenzen berechenbare Teil-Logik des Geschehens durch »Cournot-Effekte« (Boudon 1984: 173-179; Schimank 2000: 198ff.) zumeist stark verwirbelt.

In guten, ruhigen Zeiten ist das Gesamtergebnis der ineinander verstrickten Wirkkräfte ein wundersam segensreiches: Man weiß nicht, wie einem geschieht, aber alles geht glatt – siehe etwa das in vielen westlichen Ländern verbreitete Lebensgefühl zwischen Mitte der 1950er und Mitte der 1970er Jahre. In schlechten Zeiten stellt sich das Geschehen eher wie in einem von Anthony Giddens (1990: 173f.) genutzten Bild aus der indischen Mythologie dar. Er sieht die Moderne als »Dschagannath-Wagen«: als eine »nicht zu zügelnde und enorm leistungsstarke Maschine, die wir als Menschen kollektiv bis zu einem gewissen Grade steuern können, die sich aber zugleich drängend unserer Kontrolle zu entziehen droht und sich selbst zertrümmern könnte.« Es könnte sich also durchaus um eine Höllenfahrt handeln: Der »Dschagannath-Wagen« nimmt unmerklich Fahrt auf und ist zu dem Zeitpunkt, zu dem seine Insassen Anlass sehen, bremsend und lenkend einzugreifen, ihrer Kontrolle schon so weitgehend entglitten, dass sie sich zwar einerseits mit allen Kräften bemühen müssen, ihn zumindest so zu steuern, dass sie nicht ganz schnell vor die Wand fahren – von anzusteuern Zielen ist längst keine Rede mehr! Doch andererseits ist ihnen sehr bewusst, dass sie sogar dieses Minimalprogramm nur noch mit immer mehr Glück bewältigen können – und wie lange noch? Selbst wenn die heutigen Zeiten – die sicher keine ruhigen Zeiten sind – nicht so schlecht sind, wie gerade geschildert: Es sind zumindest unruhige Zeiten. Das bedeutet, um im Bild der Gesellschaft als eines Wagens zu bleiben: Auf der Ideallinie bleibt er nicht und ist er auch nicht zu halten, sondern er bricht beinahe pausenlos nervös mal nach der einen, mal nach der anderen Seite aus – ohne Garantie, dass er dauerhaft im Toleranzkorridor um die Ideallinie herum verbleibt. Doch genauso wenig muss der Wagen zwangsläufig und auf Nimmerwiedersehen aus dem Toleranzkorridor hinaus ins Chaos abstürzen.

Damit werden noch einmal, über die triperspektivische und minimalistische Anlage hinaus, weitere Profilmomente des vorgeschlagenen gesellschaftstheoretischen Modells deutlich: Handlungstheorie mit konflikttheoretischem Akzent auf Spannungsverhältnisse des handelnden Zusammenwirkens und der daraus hervorgehenden Strukturdynamiken, woraus sich das Oszillierende und Verletzliche der gesellschaftlichen Ordnung sowie deren sehr begrenzte Planbarkeit und Gestaltbarkeit ergibt. Das extreme Kontrastprogramm dürfte heute kaum noch jemand vertreten, wenn es denn überhaupt je in Reinform vertreten worden ist: eine funktionalistische Systemtheorie, der gemäß sich am Ende alles in prästablierter Harmonie auf der Linie des Prognostizierbaren und Geplanten findet. Ein breites Spektrum von Theorieangeboten, die ähnliche Profilmomente wie die zuletzt genannten aufweisen, reicht – um nur einige anzuführen – von Bob Jessops (2002) Luhmann-Marx-Kombination über Bourdieus (1999) »Habitus-Feld-Theorie«, Emmanuel Wallersteins (2004) »Weltsystemtheorie«, Michael Manns (1986: 13-63) Konzeption von Gesellschaftlichkeit als »organisierten Machtgeflechten«, Becks Theorie der »reflexiven Moderne« und Joachim Renns pragmatistische Theorie der »Übersetzungs-

verhältnisse« (2006) bis zu Bruno Latours (2005) »Akteur-Netzwerk-Theorie«. Diese und weitere gesellschaftstheoretische Positionen sollten in ihren diesbezüglichen Kernvorstellungen klar artikuliert und im Vergleich zum vorgelegten Entwurf abgewogen werden.

3 Nächste Schritte

Einmal unterstellt, das vorgeschlagene integrative gesellschaftstheoretische Modell der Moderne fände, auch im Vergleich zu den an verschiedenen Stellen angesprochenen sowie weiteren Alternativen, Interesse: Welche nächsten Schritte stünden dann an? Drei sollen abschließend benannt werden.

Der erste Schritt bestünde in einer weiteren Prüfung und Ausarbeitung des Modells. Sind die zunächst einmal genutzten theoretischen Konzepte je für sich genommen hinreichend klar, und werden sie auf stringente Weise zusammengefügt? Sind die Konzepte und ist dann das Modell als Ganzes empirisch operationalisierbar, lassen sich also empirische Phänomene einordnen? Entspricht das Modell in seinen theoretischen Prämissen und ableitbaren Schlüssen den erst einmal bekannten empirischen Tatsachen? Und welche weiteren konzeptionellen Spezifikationen und Ergänzungen lassen sich, schrittweise über die Kernvorstellungen hinaus, einbauen? Die Beschäftigung mit all diesen Fragen führt zu einer ersten Einschätzung der Brauchbarkeit des Modells: Funktioniert es grundsätzlich als eine analytische Perspektive auf die moderne Gesellschaft? Im Vergleich mit Alternativen: Ist es sparsamer und eleganter im Zuschnitt, mit weniger inneren Spannungen und Widersprüchen, und passfähiger zur Empirie?

Diesen Schritt zu gehen lohnt sich nur, wenn das Modell in den hier dargelegten Umrissen eine Anfangsplausibilität besitzt, sich also die nähere Befassung mit ihm zu lohnen scheint. Wenn sich dann aus dem ersten Schritt eine grundsätzliche Funktionstüchtigkeit des Modells ergibt, wäre im zweiten Schritt seine Tauglichkeit zur Beschreibung und Erklärung konkreter gesellschaftlicher Phänomene zu ergründen. Damit setzt der empirische Realitätstest ein. Dafür müssen die theoretischen Konzepte für viele Ausprägungen moderner Gesellschaftlichkeit, wie sie sich in Raum und Zeit verteilt darstellen, sowie für die verschiedensten gesellschaftlichen Phänomene geschärft werden – vom heutigen globalen Finanzmarkt bis zu den Hippies der 1960er Jahre, von der bürgerlichen Familie des 19. Jahrhunderts bis zum Nationalsozialismus, von der niederländischen Malerei des 16. und 17. Jahrhunderts bis zu brasilianischen Favelas heutzutage. Gelingen mit Hilfe des Modells erstens treffende, das vorhandene empirische Wissen einfangende, und zweitens erhellende, auf bisher gar nicht gesehene oder zu wenig gewürdigte empirische Aspekte hinweisende Analysen solcher Phänomene? Stößt das Modell an bestimmten Punkten an Grenzen – und lassen sich diese durch weitere Ausarbeitung und Modifikationen des Modells überwinden, oder sind sie prinzipieller Natur? Auch diese Fragen sind im Vergleich zu alternativen Modellen zu erwägen.

Den dritten Schritt einer weiteren Arbeit an dem hier vorgeschlagenen Modell sollte man erst angehen, wenn auch der zweite Schritt ermutigend verlaufen ist. Über diesen

hinausgehend ginge es dann darum, nicht nur partielle empirische Phänomene in bestimmten gesellschaftlichen Teilbereichen zu betrachten, sondern Totalanalysen gesamtgesellschaftlicher Struktur dynamiken vorzulegen. Um sich vor Augen zu führen, was in diesem Schritt geleistet werden müsste, ist ein Seitenblick auf die Geschichtswissenschaften hilfreich: Die Pendanten dort wären »Gesellschaftsgeschichte« (für Deutschland: Wehler 2008 [1987]: 6-31; Herbert 2014), »Weltgeschichte« (z.B.: Darwin 2007; Osterhammel 2009; Iriye 2013) und letztlich »Universalgeschichte«. Vielleicht ist ja der Versuch von Parsons (1975 [1966]; 1972), analog zu Letzterer eine soziologische Menschheitsgeschichte zu schreiben, aus gutem Grund nie wieder unternommen worden. Die »Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie« (Marquard 1973) – eine über lange Zeiten vorhersagbare, zwangsläufige Teleologie gesellschaftlichen Geschehens – sind zu offenkundig. Aber ist die einzige Alternative das Gegenteil: dass gesellschaftliche Dynamiken völlig kontingent sind, ihnen also keinerlei auffindbare Regelmäßigkeiten innewohnen?³⁶

Ohne diese Grundsatzfrage jetzt schon entscheiden zu können, sei die Reichweite von Totalanalysen vorerst bescheidener angesetzt. Anstatt – wie etwa Wallerstein – die weltweite Moderne vom 16. Jahrhundert bis heute entschlüsseln und auf eine große Linie bringen zu wollen, könnte man mit Blick auf die Gegenwartsgesellschaft viel bescheidener fragen: Was waren die Triebkräfte des gesellschaftsweiten Umbruchs, der sich seit Mitte der 1970er Jahre – ein paar Jahre zuvor beginnend und sich noch länger hinziehend – in den entwickelten Ländern des Westens ereignete? Vorliegende historische Analysen (etwa: Kaelble 2007; Wehler 2008; Jarausch 2008; Doering-Manteuffel/Raphael 2008; Raithel et al. 2009; Judd 2010; Leendertz 2010; Rodgers 2011) verweisen auf vielfältige Phänomene, die differenzierungs-, ungleichheits- und kulturtheoretisch einzuordnen sind. Aber kriegt man mehr als ein eklektizistisches Nebeneinander dieser drei Perspektiven – einschließlich der kapitalismustheoretischen – hin? Soziologische Gesellschaftstheorie muss hier offenkundig sortieren und verknüpfen und dabei aufmerksam darauf achten, welche noch gar nicht in den Blick gekommenen Aspekte der gesellschaftlichen Wirklichkeit auch noch von Bedeutung sind. Wenn so auf der Grundlage des hier vorgelegten integrativen Gesellschaftsmodells ein umfassendes Verständnis dieses gesellschaftlichen Umbruchs und damit auch der jetzigen Situation erarbeitet würde, wäre dies nicht nur ein gesellschaftstheoretischer Fortschritt, sondern auch ein wichtiger Beitrag der Soziologie zu aktuellen gesellschaftspolitischen Debatten.

Alle drei Schritte sollten möglichst nicht im Alleingang erfolgen, sondern in stetiger Auseinandersetzung mit kritischen Prüfern des Modells sowie mit Proponenten alternativer Modelle. Eine Reihe von Punkten, an denen solch eine Auseinandersetzung einsetzen könnte, wurden bereits angesprochen, weitere dürften sich ergeben. Egal, ob sich das hier vorgeschlagene theoretische Modell in diesen Diskussionen durchsetzt, ob es sich

36 Sehr weit in diese Richtung geht – als Soziologe! – Wolfgang Knöbl (2007; 2010). Als neuere Verdeutlichung des Gegensatzes von zu stark geschichtsphilosophischer und sich sehr wenig zutrauender Soziologie siehe die Auseinandersetzung zwischen Wallerstein (2014) und Mann (2014) über die Zukunft des Kapitalismus.

früher oder später als nicht tragfähig erweist oder ob es von einer besseren Alternative ersetzt wird: Die Diskussionen dürften die soziologische Gesellschaftstheorie so oder so voranbringen.

Literatur

- Aberle, D. F. et al. (1950): »The Functional Prerequisites of a Society«. In: *Ethics* 60, S. 100-111.
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (1988): *Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Beck, Ulrich (2007): *Weltrisikogesellschaft. Auf der Suche nach der verlorenen Sicherheit*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Berger, Johannes (1987): »Autopoesis: wie ›systemisch‹ ist die Theorie sozialer Systeme?« In: Haferkamp, Hans/Schmid, Michael (Hg.): *Sinn, Kommunikation und soziale Differenzierung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 129-152.
- Berger Peter L./Luckmann, Thomas 1972 [1966]: *The Social Construction of Reality. A Treatise in the Sociology of Knowledge*. Harmondsworth: Penguin.
- Boudon, Raymond (1984): *Theories of Social Change. A Critical Appraisal*. Oxford: Polity Press.
- Bourdieu, Pierre (1999): *Die Regeln der Kunst*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Burzan, Nicole (2004): *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien*. Wiesbaden: VS.
- Burzan, Nicole/Lökenhoff, Brigitta/Schimank, Uwe/Schöneck, Nadine (2008): *Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland*. Wiesbaden: VS.
- Castel, Robert (2008) [1995]: *Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit*. Konstanz: UVK.
- Child, John/ Fulk, Janet (1982): »Maintenance of Occupational Control. The Case of Professions«. In: *Work and Occupations* 9, S. 155-192.
- Coleman, James S. (1974): *Power and the Structure of Society*. New York: Norton.
- Dahrendorf, Ralf (1967): »Elemente der Soziologie«. In: Dahrendorf, Ralf: *Pfade aus Utopia*. München: Piper, S. 42-62.
- Dahrendorf, Ralf (1979): *Lebenschancen. Anläufe zur sozialen und politischen Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Darwin, John (2007): *Der imperiale Traum. Die Globalgeschichte großer Reiche 1400 – 2000*. Frankfurt/M.: Campus.
- Doering-Manteuffel, Anselm/ Raphael, Lutz (2008): *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Emerson, Richard M. (1962): »Power-Dependence Relations«. In: *American Sociological Review* 27, S. 31-41.
- Esser, Hartmut (1993): *Soziologie – Allgemeine Grundlagen*. Frankfurt/M.: Campus.
- Gehlen, Arnold (1976) [1940]: *Der Mensch*. 9. Aufl., Wiesbaden: Athenaion.
- Giddens, Anthony (1990): *The Consequences of Modernity*. Oxford: Polity Press.
- Greven, Michael Thomas (1999): *Die politische Gesellschaft. Kontingenz und Dezipion als Probleme des Regierens und der Demokratie*. Opladen: Leske + Budrich.
- Groh-Samberg, Olaf (2009): »Sorgenfreier Reichtum: Jenseits von Konjunktur und Krise lebt nur ein Prozent der Bevölkerung«. In: *DIW Wochenbericht* 76, S. 590-597.
- Gross, Peter (1994): *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Herbert, Ulrich (2014): *Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert*. München: Beck.
- Hirschman, Albert O. (1970): *Exit, Voice and Loyalty: Responses to Decline in Firms, Organizations, and States*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

- Iriye, Akira (Hg.) (2013): *Geschichte der Welt. 1945 bis heute. Die globalisierte Welt*. München: Beck.
- Jarusch, Konrad H. (Hg.) (2008): *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Jessop, Bob (2002): *The Future of the Capitalist State*. Cambridge: Polity Press.
- Judd, Tony (2010): *Postwar. A History of Europe Since 1945*. London: Vintage.
- Kaelble, Hartmut (2007): *Sozialgeschichte Europas. 1945 bis zur Gegenwart*. München: Beck.
- Klapp, Orrin E. (1978): *Opening and Closing. Strategies of Information Adaptation in Society*. Cambridge MA: Cambridge University Press.
- Knöbl, Wolfgang (2007): *Die Kontingenz der Moderne. Wege in Europa, Asien und Amerika*. Frankfurt/M.: Campus.
- Knöbl, Wolfgang (2010): »Die Kontingenz der Moderne« – Antwort auf die Kritiker«. In: Soeffner, Hans-Georg (Hg.): *Unsichere Zeiten. Herausforderungen gesellschaftlicher Transformationen. Verhandlungen des 34. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Jena 2008*. Wiesbaden: VS, S. 803-808.
- Latour, Bruno (2005): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Leendertz, Ariane (2010): *Die pragmatische Wende. Die Max-Planck-Gesellschaft und die Sozialwissenschaften 1975 – 1985*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Lenk, Kurt (2010): *Das flexible Vielfachwesen*. Weilerswist: Velbrück.
- Lenski, Gerhard (1966): *Macht und Privileg*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Levy, Marion J. (1952): *The Structure of Society*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Lindemann, Gesa (2009): *Das Soziale von seinen Grenzen her denken*. Weilerswist: Velbrück.
- Luhmann, Niklas (1986a): »Alternative ohne Alternative. Die Paradoxie der ›neuen sozialen Bewegungen««. In: Luhmann, Niklas: *Protest. Systemtheorie und soziale Bewegungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 75-78.
- Luhmann, Niklas (1986b): »Systemtheorie und Protestbewegungen – ein Interview«. In: Luhmann, Niklas: *Protest – Systemtheorie und soziale Bewegungen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 175-200.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2 Bände. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Lutz, Burkart (1984): *Der kurze Traum immerwährender Prosperität. Eine Neuinterpretation der industriell-kapitalistischen Entwicklung im Europa des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Campus.
- Mann, Michael (1986): *Geschichte der Macht. Erster Band: Von den Anfängen bis zur griechischen Antike*. Frankfurt/M.: Campus.
- Mann, Michael (2014): »Das Ende ist vielleicht nah – aber für wen?«. In: Wallerstein, Immanuel/Collins, Randall/Mann, Michael/Derluguian, Georgi/Calhoun, Craig (Hg.): *Stirbt der Kapitalismus?* Frankfurt/M.: Campus, S. 89-122.
- Marquard, Odo (1973): *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Maruyama, Magoroh (1963): »The Second Cybernetics: Deviation-Amplifying in Mutual Causal Processes«. In: *General Systems Yearbook*, S. 233-241.
- Marx, Karl (1972) [1867]: *Das Kapital. Bd. 1*. Frankfurt/M.: Verlag Marxistische Blätter.
- Meyer, John W. (2005): *Weltkultur. Wie die westlichen Prinzipien die Welt durchdringen*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Meyer, John W./Jepperson, Ronald L. (2000): »The ›Actors‹ of Modern Society: The Cultural Construction of Social Agency«. In: *Sociological Theory* 18, S. 100-120.
- Moebius, Stefan/Quadflieg, Dirk (Hg.) (2011): *Kultur. Theorien der Gegenwart*. 2. Aufl. Wiesbaden: VS.
- Münch, Richard (1986): *Die Kultur der Moderne*. 2 Bde. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Neundörfer, Ludwig (1958): »Sicherheit und zweite Einkommensverteilung als Elemente der sozialen Ordnung heute«. In: *Soziale Welt* 9, S. 318-329.
- Osterhammel, Jürgen (2009): *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*. Beck: München.

- Parsons, Talcott (1976) [1961]: »Grundzüge des Sozialsystems«. In: Parsons, Talcott: *Zur Theorie sozialer Systeme*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 161-274.
- Parsons, Talcott (1975) [1966]: *Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Parsons, Talcott (1972): *Das System moderner Gesellschaften*. München: Juventa.
- Pickety, Thomas (2014): *Das Kapital im 21. Jahrhundert*. München: Beck.
- Raithel, Thomas/ Rödder, Andreas / Wirsching, Andreas (Hg.) (2009): *Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren*. München: Oldenbourg.
- Reckwitz, Andreas (2006): *Das hybride Subjekt. Eine Theorie der Subjektkulturen von der bürgerlichen Moderne zur Postmoderne*. Weilerswist: Velbrueck.
- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist: Velbrück.
- Rodgers, Daniel T. (2011): *Age of Fracture*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Rudolph, Ulrich (2007): *Die Visualität der Teilsysteme. Intersubjektivität der Wahrnehmung visueller Symbole am Beispiel einer TATORT-Filmreihe*. Marburg: Tectum.
- Runciman, Walter G. (1966): *Relative Deprivation and Social Justice. A Study of Attitudes to Social Inequality in Twentieth Century Britain*. London: Routledge.
- Scharpf, Fritz W. (1987): *Sozialdemokratische Krisenpolitik in Europa. Das »Modell Deutschland« im Vergleich*. Frankfurt/M.: Campus.
- Scharpf, Fritz W. (1997): *Games Real Actors Play. Actor Centered Institutionalism in Policy Research*. Boulder, Col.: Westview Press.
- Scheler, Max (1975) [1928]: *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. Bern: Francke.
- Schiller, Friedrich (1975) [1795]: *Über die ästhetische Erziehung des Menschen*. Stuttgart: Reclam.
- Schimank, Uwe (1985): »Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus«. In: *Soziale Welt* 36, S. 447-465.
- Schimank, Uwe (1992): »Erwartungssicherheit und Zielverfolgung. Sozialität zwischen Prisoner's Dilemma und Battle of the Sexes«. In: *Soziale Welt* 43, S. 182-200.
- Schimank, Uwe (1996): *Theorien gesellschaftlicher Differenzierung*. Opladen: Leske + Budrich (UTB).
- Schimank, Uwe (1998): »Funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Gesellschaftstheorien und ihre konflikttheoretische Verknüpfung«. In: Hans-Joachim Giegel (Hg.): *Konflikt in modernen Gesellschaften*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 61-88.
- Schimank, Uwe (2000): *Handeln und Strukturen*. München: Juventa.
- Schimank, Uwe (2005): »Funktionale Differenzierung und gesellschaftsweiter Primat von Teilsystemen – offene Fragen bei Parsons und Luhmann«. In: *Soziale Systeme* 11, S. 395-414.
- Schimank, Uwe (2005a): »Weltgesellschaft und Nationalgesellschaften: Funktionen von Staatsgrenzen«. In: Heintz, Bettina/Münch, Richard/Tyrell, Hartmann (Hg.): *Weltgesellschaft – Theoretische Zugänge und empirische Problemlagen* (Sonderheft der Zeitschrift für Soziologie). Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 394-414.
- Schimank, Uwe (2009): »Die Moderne: eine funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft«. In: *Berliner Journal für Soziologie* 19, S. 327-351.
- Schimank, Uwe (2009a): »Vater Staat: ein vorhersehbares Comeback. Staatsverständnis und Staatstätigkeit in der Moderne«. In: *der moderne staat* 2, S. 249-270.
- Schimank, Uwe (2010): »Die funktional differenzierte kapitalistische Gesellschaft als Organisationsgesellschaft – eine theoretische Skizze«. In: Endress, Martin/Matys, Thomas (Hg.), *Die Ökonomie der Organisationen – die Organisationen der Ökonomie*. Wiesbaden: VS, S. 33-61.
- Schimank, Uwe (2010a): »Humboldt in Bologna – falscher Mann am falschen Ort?«. In: HIS (Hg.): *Perspektive Studienqualität*. Bielefeld: Bertelsmann, S. 44-61.
- Schimank, Uwe (2011): »Wohlfahrtsgesellschaften als funktionaler Antagonismus von Kapitalismus und Demokratie – Ein immer labilerer Mechanismus?« *MPIfG Working Paper* 11/2, Köln.

- Schimank, Uwe (2011a): »So viel zu Akteuren! Ein Minimalkonzept zur Beantwortung einer Vorfrage soziologischer Erklärungen«. In: Lütke, Nico/Matsuzaki, Hironori (Hg.): *Akteur – Individuum – Subjekt. Fragen zu ›Personalität‹ und ›Sozialität‹*. Wiesbaden: VS, S. 23-43.
- Schimank, Uwe (2011b): »Gesellschaftliche Differenzierungsdynamiken – ein Fünf-Fronten-Kampf«. In: Schwinn Thomas/Kroneberg, Clemens/Greve, Jens (Hg.): *Soziale Differenzierung – Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*. Wiesbaden: VS, S. 261-284.
- Schimank, Uwe (2012): »Kapitalistische Gesellschaft – eine differenzierungstheoretische Perspektive«. In: Dörre, Klaus/ Sauer, Dieter/ Wittke, Volker (Hg.): *Kapitalismustheorie und Arbeit – Neue Ansätze soziologischer Kritik*. Frankfurt/M.: Campus, S. 172-186.
- Schimank, Uwe (2013): *Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe (2014): »Modernity as a Functionally Differentiated Capitalist Society: A General Theoretical Model«. *European Journal of Social Theory*, online version: <http://est.sagepub.com/content/early/2014/08/07/1368431014543618>.
- Schimank, Uwe (2015): »Die Prekarität funktionaler Differenzierung – und soziologische Gesellschaftskritik als ›double talk‹«. In: Scherr, Albert (Hg.): *Systemtheorie und Differenzierungstheorie als Kritik. Perspektiven im Anschluss an Niklas Luhmann*. Weinheim: Beltz Juventa, S. 80-103.
- Schimank, Uwe/Ute Volkmann (1999): *Gesellschaftliche Differenzierung*. Bielefeld: transcript.
- Schimank, Uwe/Ute Volkmann (2008): »Ökonomisierung der Gesellschaft«. In: Maurer, Andrea (Hg.): *Handbuch der Wirtschaftssoziologie*. Wiesbaden: VS, S. 382-393.
- Schimank, Uwe/Volkmann, Ute (2012): »Economizing and Marketization in a Functionally Differentiated Capitalist Society – A Theoretical Conceptualization«. In: Schimank, Uwe/Volkmann, Ute (Hg.): *The Marketization of Society: Economizing the Non-Economic*. Universität Bremen: Welfare Societies Conference Paper, S. 37-63.
- Schluchter, Wolfgang (1979): *Die Entwicklung des okzidentalen Rationalismus. Eine Analyse von Max Webers Gesellschaftsgeschichte*. Tübingen: Mohr.
- Schulz-Schaeffer, Ingo (2007): *Zugeschriebene Handlungen*. Weilerswist: Velbrück.
- Schumpeter, Joseph A. (2005) [1942]: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. Stuttgart: UTB.
- Schwinn, Thomas (2001): *Differenzierung ohne Gesellschaft*. Weilerswist: Velbrück.
- Steinbüchel, Theodor (1968) [1935]: *Christliches Mittelalter*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Streeck, Wolfgang (2009): *Re-Forming Capitalism. Institutional Change in the German Political Economy*. Oxford: Oxford University Press.
- Troeltsch, Ernst (1961) [1922]: *Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen*. Aalen: Scientia Verlag.
- Turner, Ralph H. (1962): »Role-Taking: Process versus Conformity«. In: Rose, Arnold M. (Hg.): *Human Behavior and Social Processes. An Interactionist Approach*. London: Routledge, S. 20-40.
- Tyrell, Hartmann (1978): »Anfragen an die Theorie der gesellschaftlichen Differenzierung«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 7, S. 175-193.
- Tyrell, Hartmann (1998): »Zur Diversität der Differenzierungstheorie. Soziologiehistorische Anmerkungen«. In: *Soziale Systeme* 4, S. 119-149.
- Wallerstein, Immanuel (2004): *World-Systems Analysis: An Introduction*. Durham: Duke.
- Wallerstein, Immanuel (2014): »Die strukturelle Krise oder Warum der Kapitalismus sich nicht mehr rentieren könnte«. In: Wallerstein, Immanuel/Collins, Randall/Mann, Michael/Derluguian, Georgi/Calhoun, Craig (Hg.): *Stirbt der Kapitalismus?* Frankfurt/M., 2014: Campus, 17-47.
- Wallerstein, Immanuel/Collins, Randall/Mann, Michael/Derluguian, Georgi/Calhoun, Craig (Hg.) (2014): *Stirbt der Kapitalismus?* Frankfurt/M.: Campus.
- Weber, Max, (1967) [1919]: *Wissenschaft als Beruf*. Berlin: Duncker & Humblot.
- Weber, Max, (1963) [1919]: »Die Wirtschaftsethik der Weltreligionen«. In: Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I*. Tübingen: Mohr, S. 237-573.
- Weber, Max (1972) [1922]: *Wirtschaft und Gesellschaft*. 5. rev. Aufl., Tübingen: Mohr.

Wehler, Hans-Ulrich (2008) [1987]: *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Erster Band: Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur defensiven Modernisierung der Reformära. 1700 – 1815*. München: Beck.

Wehler, Hans-Ulrich (2008): *Deutsche Gesellschaftsgeschichte. Fünfter Band: Bundesrepublik und DDR 1949 -1990*. München: Beck.

Weischer, Christoph (2011): *Sozialstrukturanalyse. Grundlagen und Modelle*. Wiesbaden: VS.

Anschrift

Prof. Dr. Uwe Schimank

Universität Bremen

Institut für Soziologie, SOCIUM

Mary-Somerville-Str. 9

Unicom, Haus Salzburg

28359 Bremen

uwe.schimank@uni-bremen.de